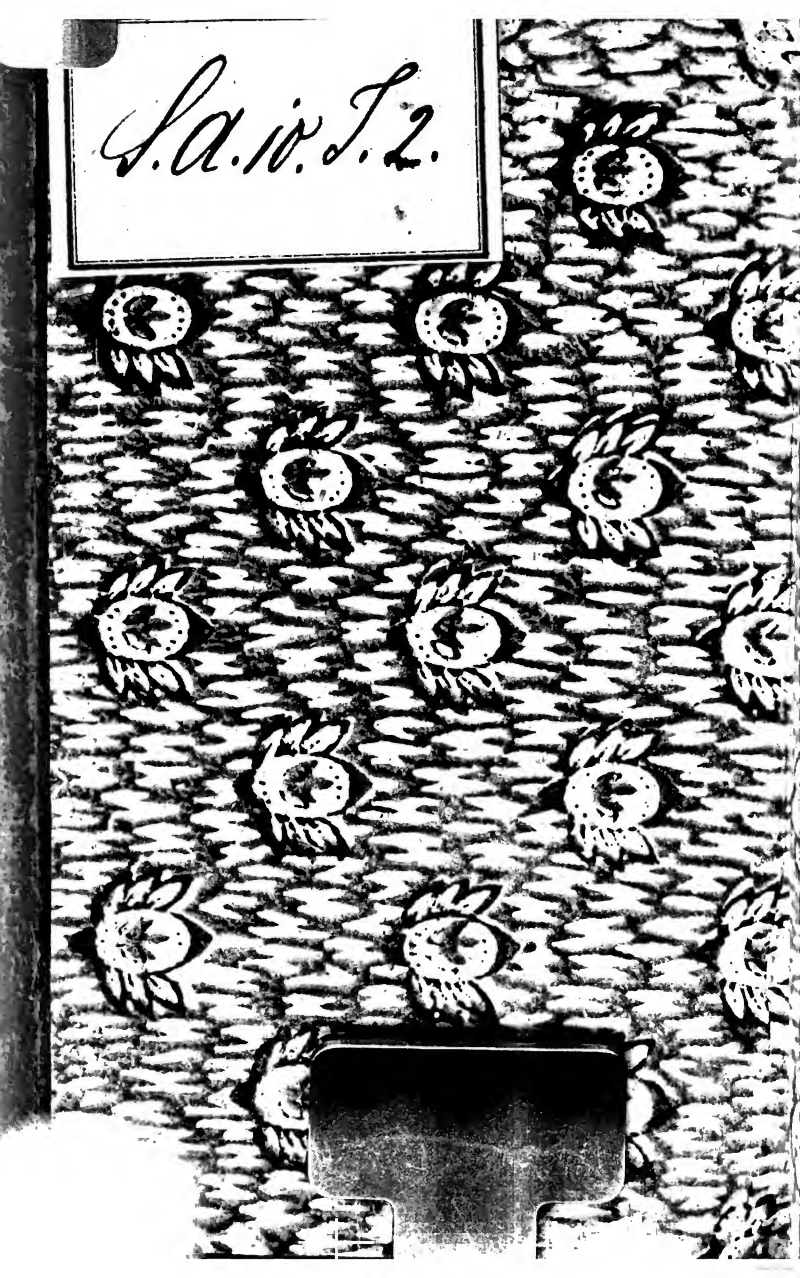
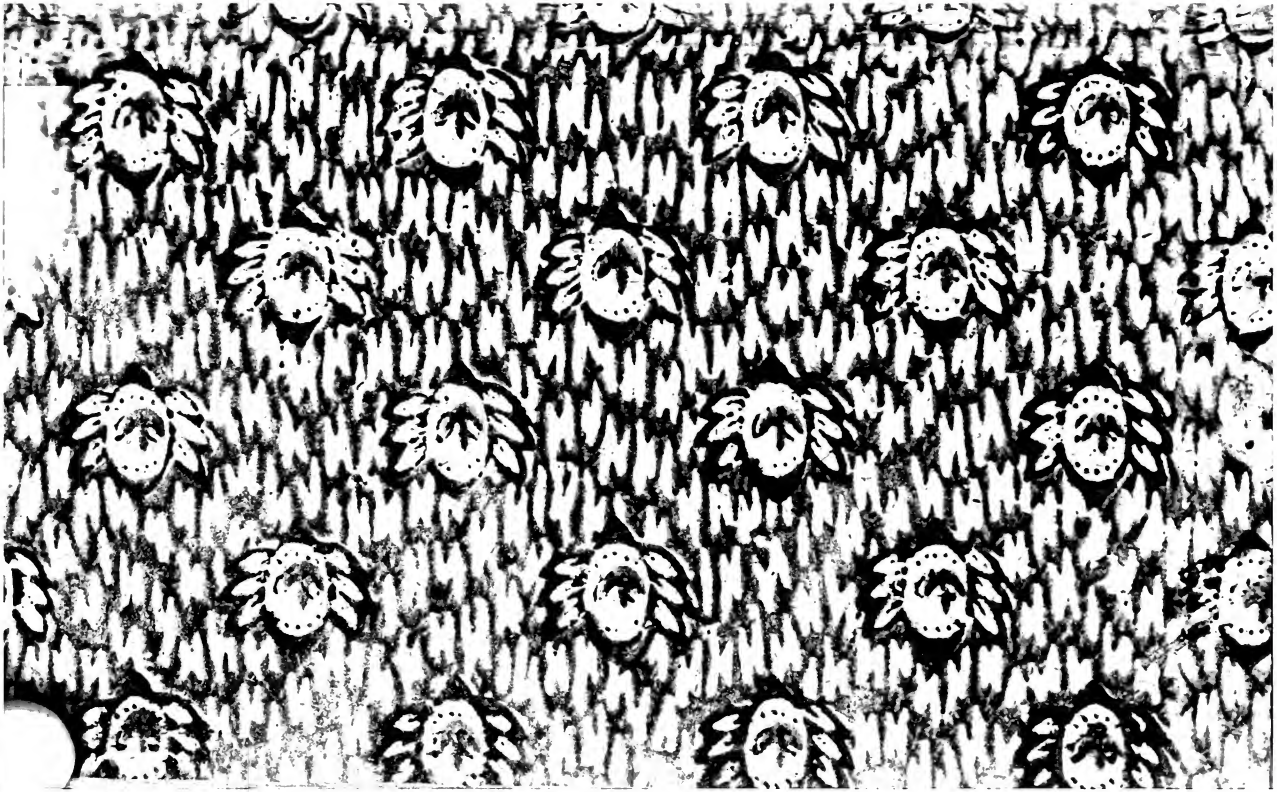
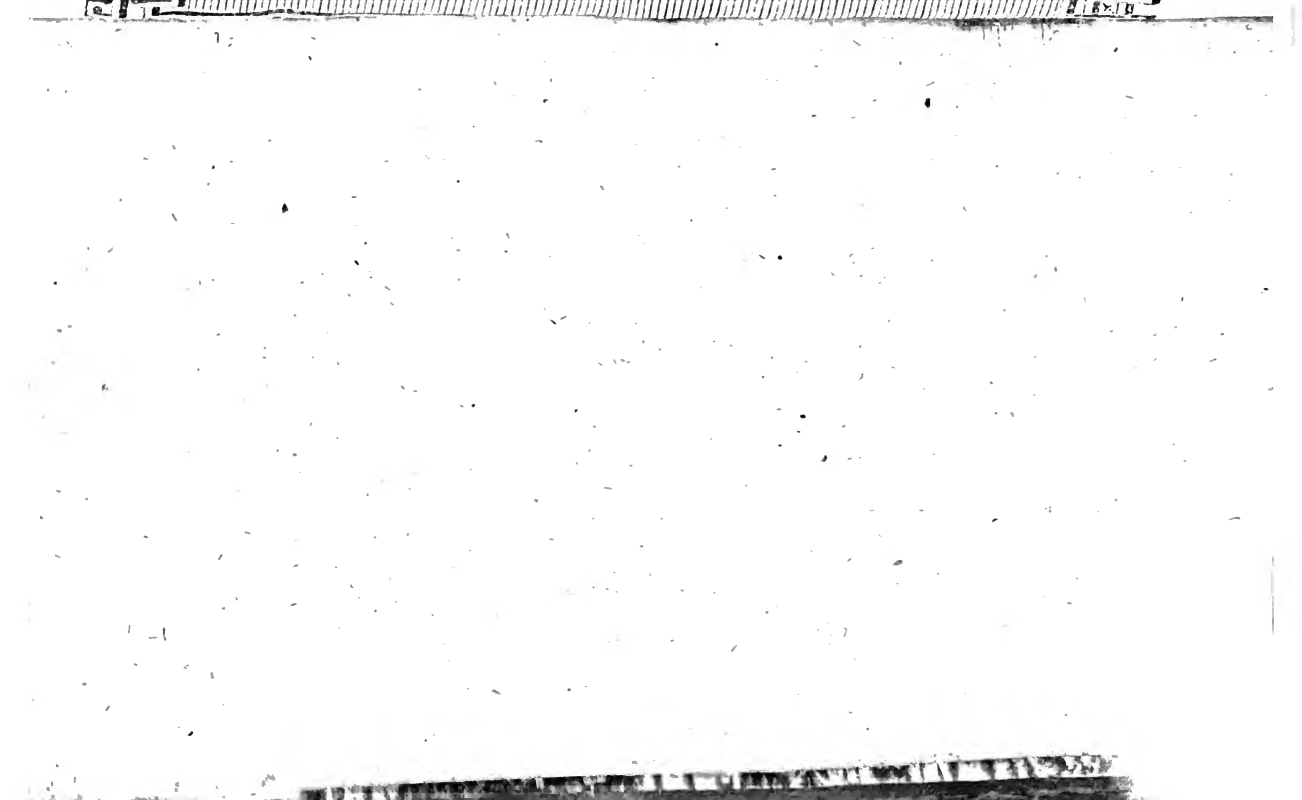
KAIS.KÖN.HOF- BIBLIOTHEK
9.800-A
Alt-

S. A. 10. I. 2.





9800-A.



Die Einsiedlerinn aus den Alpen.

Zur
Unterhaltung u. Belehrung
für
Deutschlands und Helvetiens
Töchter.

von
M. A. Ehrmann.

IV. Band. 10. Heft.

1794.

Zürich.
bei Orell, Gesner, Füsli & Comp.

Neue Verlagsbücher von Orell, Geßner, Füßli und Comp. in Zürich.

Berlepsch (Emilie v.) Sommerstunden. Erstes Bändchen. Mit der Büste der Frau Verfasserin, und mit Vignetten. 8. auf feines geglättetes Papier 2 fl. 24. kr. auf ordin. Schreibpap. 1 fl. 52 kr. auf ungeleimtes Pap. 1 fl. 4 kr.

Bibliothek (medizinisch-praktische) in Verbindung mit mehrern Mitgliedern der korrespondirenden Gesellschaft schweizerscher Aerzte und Wundärzte herausgegeben von Heinr. Rahn. Med. D. und Canonicus 1sten Bandes 1ster Theil. gr. 8. 1 fl. 36 kr.

Heß (J. J.) Lebensgeschichte Jesu. Siebente durchaus verbesserte Auflage. 2. Bände. 8. 3 fl. 44 kr.

Hottingeri (I. I.) Oratio de caute oppugnandis Opinionibus vulgi religiosis. 8. 16 kr.

Lettres sur l'Imagination. 12. 1 fl. 12 xr.

Manuel de l'Etranger qui voyage en Suisse. 8. 1 fl. 28 xr.

Matthisons (Fr.) Briefe. Erstes Bändchen. Mit Vignetten. 8. 1 fl. 36 kr.

Maurers (H. R.) kleine Reisen im Schweizerland. Beyträge zur Topographie und Geschichte. 8. 2 fl.

Meiners (C. M.) Lebensbeschreibungen berühmter Männer aus den Zeiten der Wiederherstellung der Wissenschaften. Erster Band. gr. 8. 2 fl. 40 kr.

Milbillers (J.) Geschichte Deutschlands im achtzehnten Jahrhunderte. Erster Band. 8. 1 fl. 36 kr.

Sartori (Jos. Edl. v.) Memoiren über die wichtigsten Staatsmaterien unserer Zeit. Erster Band. gr. 8. 2 fl. 32 kr.

Wolf (P. Phil.) Geschichte der Veränderungen in dem religiösen, kirchlichen und wissenschaftlichen Zustande der österreichis. Staaten unter der Regierung Joseph II. mit dieses Kaisers Bildniß. 8. 2 fl. 40 kr.

Eine Groenlaenderinn.

Die

Einsiedlerinn

aus den

Alpen.

von

Marianne Ehrmann.

Viertes und leztes Bändchen.

Zürich,
bey Orell, Geßner, Füßli und Comp. 1794.

A
1794
4

Fortsezzung und Beschluß der Geschichte Badi.

Wer sich zu Rang, Ehre und Glük emporschwingen will, der bedarf Freunde. — Wo anderst finden sich diese, als in den Zirkeln der feinen Welt? so raisonnirte Badi, der sich nun aus der Tiefe der Verachtung in den Aether der Glükswonne emporgeschwungen hatte, hoch oben schwebte, und nie daran dachte, daß bey allzukühnem Fluge, die Strahlen der Glüks-Sonne seine Flügel sengen könnten.

Badi besuchte die sogeheissene beste Gesellschaft, Assembleen von beyden Geschlechtern. Bald entdekte sein Herz, daß eins der angebetetsten Frauenzimmer, die Tochter des Rathspräsidenten seinen Blikken sehr oft begegnete. Er wagte es, ihr Aufwartung zu machen und bald Liebeserklärung zu thun. Zama war der Name des Frauenzimmers, sie gab ihm die Hand. So aus dem Schwarme aufwartender Herrchens ausgewählt, glaubte Badi der glüklichste Sterbliche zu seyn.

Von den Priesterinnen der Religion; von Lehrerinnen der Lebens-Weisheit und der häuslichen

Tugenden, Arbeiten und dergleichen das ein Mädchen zur würdigen Gattin, zur Mutter, zur Erzieherinn von Kindern, zur klugen Beherrscherinn des Hausgesindes ꝛc. ꝛc. vorbereiten sollte. Von alle dem genoß Zama von Jugend auf nur wenig, nur oberflächlichen Unterricht. Sie ward, wie es die vornehmen Leute heissen, elegant erzogen, zur gesellschaftlichen Unterhaltung, für Kurzweil und Spiel. Die berühmtesten Tänzerinnen machten ihr flugleichten Fuß, und der Zwang des Körpers und künstlicher Anzug vermehrten den Reiz ihrer Figur.

So wie Gold und köstlich blendender Lak jedes Gefäß vom schlechtesten innern Soffe veredelt, und so wie das in jedes Auge ruft, so rief die schöne Zama bey all ihrem innern Geringhalt in den grossen Haufen. Die Herrchens schwärmten und krochen wie Bienen um ihre Königinn, und der Wetteifer von Lobeserhebungen und Anbetungen verblendeten das Mädchen, brächten ihr den Wahn: irrdische Göttinn zu seyn.

Badi ward also Eheman. Die Wonne der Liebe, auch Hofnung zu Reichthum macheten ihn zum gefälligsten Manne und sein Haus zu einem der glänzendsten der Stadt.

Zama behielt eine Zahl ihrer Anbeter, die sich

der Dame zulieb auch um Badis Freundschaft bewarben, und Badi fand sich durch die Ehrenbezeugungen gegen seine Gattinn, selbst geehrt. — Auch Frauenzimmer du bon ton besuchten Badis Hause, um da die muntersten, schönsten Herrchens der Stadt zu sehen. So war bald täglich Assemblee, Musik, Tanz, Gastgebote oder anders im Hause, und machte diese Wohnung zum Tempel der Freude. Damit kürzeten sich Jahre des frohesten Lebens und giengen wie Tage vorüber.

Die Zeit bracht Badi drey Kinder, die aber Zama im Freudengenuß wenig störeten — Die Sorge der Ammen vertrat da die mütterliche Pflicht. Wenn bessere Gesellschaft fehlte, denn waren die Kleinen Spielzeug, statt der Puppen. — Bey guter Nahrung und vornehmer Pflegung wuchsen ein Knabe und zwey Mädchens, Kinder der Liebe, engelschön auf; wuchsen bey einer Erziehung, die wie bei der Mutter nur auf äusserliche und Körper-Bildung gieng; anders wußte und wollte Zama nicht.

Der grosse Ton des Hauses erforderte Aufwand, der ausser Verhältnis mit dem Vermögenszustande war. Badi, als Mann und Hausvater, that wol zuweilen einen Blik auf seine Hauswirthschaft, sah das Uebersteigen der Ausgabe gegen die Ein-

nahme. Aber, falsches Ehrengefühl, Liebe oder Gefälligkeit für seine Gattinn, vielleicht auch Furcht — gestatteten ihme nie, recht mit offenen Augen hineinzusehen, zu kalkulieren, und — sich einzuschranken. Er suchte vielmehr das Deficit in andre Weg wieder gut zu machen. Das war eine einträgliche Beamtung im Staate. Die Allgewalt der Familie und sein bis zum Kriechen gewöhnter, geschmeidig gewordener, abgestumpfter Karakter verschaffeten ihm diese bald. Er erhielt durch die Gnade des Königs das Gouvernement einer kleinen Provinz.

Dieser neue Zufluß von Einnahme machte das alte Deficit nicht ganz gut, denn der Anwachs der Kinder und der höhere Rang des Mannes erheischten neuen Aufwand. Nach und nach fiel Badi darauf, eine Neben-Quelle zu öffnen. Er erhöhete die Sporteln und nahm Geschenke — kurz! er ward bestechlich, und bedrükte durch unedle Handlungen die Unterthanen, die arme Volksklasse. — Diese durfte aus Furcht vor dem Manne, vor der mächtigen Familie, nicht klagen, nur heimlich murren und seufzen. —

So sank Badi nach und nach tief zum Laster; sein Ehrengefühl verschwand. — Er ward aus Noth kleiner Tyrann! Doch, wenn guter Saamen

unter Dorne und Unkraut fällt, so keimt zuweilen ein Körnchen auf, das weder von Vögeln gefressen noch von Unkraut erstikt wird. — So gieng es mit Badi. Von dem ehmal in ihm gelegenen Moralgefühl trieben zuweilen noch Keime, die aber Schaam und Noth wieder erstikten. Allein dieses Erstiken nagte in den Geheimwinkeln des Herzens, wo weder gesellschaftliche Zerstreuung noch Wohlleben stillen könnten. Diese Herzens-Krankheit brachte ihm Unruhe, böses Gewissen, auszehrendes, schleichendes Fieber, schlaflose Nächte und Furcht. Nach und nach erkaltete ihm auch das Herz für Zama, die den Ursprung alles Uebels und dessen Folgen nie einsah. Sie ward dabei mißmuthig und suchte zu ihrem Unglük, durch Hize und Troz, den Mann wieder gefällig oder leidend zu machen. Der Weg mißlange ihr. Durch Schulden zu Grunde gerichtet, und im Innern gequält; von der Gattinn mishandelt, brach er oft in Wuth aus, und diese Gallsucht vermehrte seine Strenge gegen die Unterthanen. Die am Ende des Drukkes und Duldens müde, laut murreten und Aufstand drohten.

Diese Gefahr kam dem gerechten Könige zu Ohren, er ließ die Klagen untersuchen, fand Badi strafbar, und verbannte ihn aus dem Reiche.

Das ist das Schikſal des Mannes, den bon ton de la Ville, oder Lebensart der beſten Geſellſchaft von guten Menſchen umſchuff; zum Beſten und Böſen machte. — Nun trauert Zama verachtet und verlaſſen bittere Thränen im tiefen Elend, und ihre armen, unſchuldigen, vernachläſſigten Kinder nähren jezo gutherzige Braminen.

H. H.

Adolf und Malchen
oder
die Heirath in der Wiege.

In einer der blühendſten Gegenden Deutſchlands liegt ein artiges Städchen, fruchtbar an Schönen, reich an Intriguen, überſtrömend von geſelligen Vergnügungen. So weit Mannes Gedenken reicht, war das Städtchen im Beſiz dieſer Vorzüge geweſen, zu welchen ihm nichts anderes, als die überwiegende Anzahl der weiblichen Honoratiorſchaft verholfen hatte; wie es dann keiner politiſchen Arithmetik bedurfte, um das Verhältniß der Herren zu

den Frauenzimmern aufzufinden, welches sich im gelindesten Maasstab verhielt wie 6. zu 16. Der Ruf dieser siegreichen Schönheiten erscholl in das ganze Land und in alle umliegende Oerter; und mancher vorbeiwallende Pilger, den freier Wille oder die schalkhafte Laune eines Berggeistes in diesen scheinbaren Freihafen verschlagen hatte, war mit trüber Stirne davon gezogen, weil er das kostbarste Eigenthum, die Freiheit seines Herzens, in den Händen irgend einer Korsarin zurüklassen mußte. Inzwischen wurden sie doch alle durch tausenderlei süsse Reize, durch manchen anlokkenden und ergözzenden Wahn, und durch Schattenbilder der lieblichsten Art so entschädigt, erwärmt und beseligt, daß Keiner zurükkehrte, um seinen Gefangnen zu lösen, sondern vielmehr ihn noch enger fesseln zu lassen. Das war nun freilich ein einförmiger, obwol durch seine Schattierungen abwechselnder Gang der örtlichen Angelegenheiten; allein von dem Grad der Theilnahme an denselben hieng einmal schon das gesellschaftliche Gewicht des Mannes ab, und ein weiser Mann, sagt Wieland, trägt sich, wie andre Leute.

In diesem Paradiese Deutschlands, wo die Huris schon vorläufig sich in irrdischen Gewändern zeigten, lebten vor Jahren zwo angesehene, bür-

gerliche Familien, deren jede durch einen fürstlichen Beamten von altem Schlag repräsentirt wurde. Der eine, Friederich Wingold, war Justiz-Beamter, und Leopold Ehrenstern der andre, war ein Dienstbarer Geist der fürstlichen Kammer, aber ein menschlichdenkender, kein blutsaugender. Seit allen Zeiten herrschte zwischen den beiden Familien ein gutes, freundschaftliches Vernehmen, welches die zween ehrbaren Degenknöpfe dem gallsüchtigern Theil des Städtchens, so oft möglich, fühlbar zu machen suchten; daher sie auch keine Scheu trugen, durch stattliche Gelage und andre Ueppigkeiten sich der Lästerzunge Preis zu geben, wenn solche nur auf der andern Seite durch die Rechtschaffenheit ihres Wandels, und durch den beschämenden Anblik ihres freundschaftlichen Verständnisses wieder gelähmt wurde.

Wingold hatte einen Sohn, der hieß Adolf und Ehrenstern eine Tochter, Malchen genannt. Obschon der Segen des Himmels beide Freunde mit noch mehreren Kindern begabt hatte: so war doch Adolf Wingolds Liebling, und Ehrensterns Augapfel war sein Malchen. Das kam daher, weil die lieben Kinderchen in Einem Jahr und in Einem Monat, ja an Einem Tage das Licht der Welt erblikt hatten, und aus einem Wasser ge-

tauft waren. Die Wonne der guten Väter über dieses glükliche Ereignis läßt sich nicht beschreiben. Natürlich knüpfte die gutmüthige Divinationsgabe der frommen Väter an den blinden Zufall manchen Wink der Vorsehung und manche freudige Vorbedeutung, welche die stets gewärtige Einbildungskraft zum Voraus in Wirklichkeit übergehen ließ. Da war es dann ein Hoffen und Harren, ein Blikken und Betasten, bis die Kinderchen heranwuchsen. Ein Scherz drängte den andern; ein Entwurf den andern, und der Mittelpunkt, worinn alle zusammenflossen, war zulezt kein Andrer, als Adolfs und Malchens Verbindung. Was bei Verlobungen fürstlicher Wiegenkinder das Staatsinteresse thut, das wirkte hier die zusammengesezte Kraft einer gutmüthigen Freundschaft und des g'uklichen Zufalls.

Die Jahre der Kindheit waren dahin, und Adolf durchstrich als ein rüstiger Knabe, im Geleite seiner Spielgesellen, Strassen und Gäschen, Thal und Wald, und war allenthalben voran und überall nahe, wo eine Freude zu erhalten stand. Seiner äussern Lebhaftigkeit entsprach ein gleiches Maas innerer Thätigkeit. Frühzeitig gewann er durch schnelle Fassungskraft und ein glükliches Gedächtnis allen seinen Mitschülern den Vorrang ab.

Sein geselliger Charakter verschmolz bald in eine glükliche Mischung von Bescheidenheit und Offenheit. Auch über Malchen hatte ein glükbringendes Gestirn gewaltet; aber sey es, daß der Unterschied des Geschlechtes wirksam war, oder daß im Augenblik ihrer Geburtsstunde ein Planet den andern von seinem Posten ablöste — kurz, in ihrer Sinnensart war ungleich mehr Flüchtigkeit als in Adolfs Wesen. Indeß schienen doch ihre Gemüther, wie ihre Tage, zusammenzugehören. Auch merkte sich das scharfsinnige Auge des gröfsern Haufens das trauliche Päärchen, und die Pylades und Damon freuten sich kindischer als ihre Kinder, wenn Adolf als König, Malchen als Königinn des Spiels ausgerufen wurde.

Da war nun Freude die Fülle bei den alten Projektmachern, als sie dasjenige sogar, was unbefangne Leute Zufall nennen, ihrem Plane dienstbar sahen. Adolf nahm unterdeß immer mehr zu an Wachsthum und Weisheit, während Malchen auf ihrer Seite im Lande der Schönheit und Gebiete weiblicher Kunst und Bildung auf Erwerbungen ausgieng. Wo waren in der weiten Revier zween glüklichere Väter, als Friedrich Wingold, und Leopold Ehrenstern? Nur die Zeit hatte bleyerne Flügel. Doch hofften Beide

nach Menschenweise die ersehnte Freude noch zu erleben. Adolf sollte die Rechte studieren, und inzwischen wollte Wingold just so alt und presthaft werden, als erforderlich war, um mit Ehren resigniren zu können.

Jezt stand es bei der Zukunft, über die Ausführbarkeit dieses Plans, und über die Zeit seiner Reise zu enscheiden. Adolf ward auf die Universität geschikt, mit treflichen Anlagen, und mit einem Herzen, frei noch von jedem bindenden Verhältnis, aber, empfänglich für das Engste. Wissenschaftlicher Eifer milderte nun nach und nach den raschen Kreislauf seines Bluts. Der Ernst, welcher früher schon in seinem Karakter geschlummert hatte, ward allmählig hervorspringender, sein Antheil an geselligen Vergnügungen stiller, seine Anhänglichkeit dagegen fester und wärmer. In seinem Herzen schlummerte ein reichhaltiger, reizbarer Stoff, der nur auf Gelegenheit zu warten schien, um sich zu entzünden. Wol ahndete es ihm zwar vorher schon, daß das Auge der Welt ihn und Malchen als ein Päärchen auszeichnete. Aber seine Empfindung war immer noch in den Grenzen eines unschuldigen Wohlwollens geblieben, und das freundliche Zunikken der Väter gieng eben so bedeutungslos an seiner Seele vorü-

ber, wie jeder andre Blik des Wohlgefallens, mit welchem erwachsene Menschen auf die Spiele der Jugend hinzuschauen pflegen.

Jezt aber hatte sich sein Standpunkt, die Oberfläche seiner Seele und der Mechanismus seines Körpers verändert. Er fühlte das Bedürfnis der Sympathie, und hinter dem Ernst, den er sich durch Studium angewöhnt hatte, ward es nur um so gemächlicher, nur um so reifer ausgebrütet. Mit der blossen Empfänglichkeit war er hingezogen auf die hohe Schule; mit fordernder Sehnsucht kam er das erste Mal nach einem Jahre zurük. Er sah Malchen. Aber es war nicht mehr das Mädchen, das er vor einem Jahre verlassen hatte. Seiner Vorstellung ward ganz ein andres Bild untergeschoben. Das unthätige Wohlwollen gegen Malchen war in das feurigste Interesse, ihre sonst gleichgültige Form in die reizendste Gestalt übergegangen. Die ganze Welt um ihn her war anders; die frühern Vorfälle, die Spiele der Jugend erhielten jezt die süsseste Deutung. — Adolf liebte.

Dem Gemählde der Einbildungkraft, die Adolfs Ansicht verschönern mochte, fehlte es wirklich nicht an einem starken Zusazze von Wahrheit. In der That hatte Malchen durch eine schnelle Entwik-

kelung, wie sie dann überhaupt bei dem schönen Geschlecht einen eilfertigen Gang nimmt, auch in den Augen des kältern Beobachters in einem kurzen Zwischenraum sehr gewonnen. Ihre Liebenswürdigkeit war bis auf wenige feinere Nuancen, die erst noch erworben werden mußten, vollendet. Gewisse Regungen, die jezt auch in ihrem Busen aufkeimten, hatten über ihr ganzes Wesen einen neuen Reiz gegossen. Alles um sie her athmete Güte und Freude, nur daß das Himmlische ihrer Ergiessungen durch eine Lebhaftigkeit wieder vermenschlichet wurde, die nicht selten an Muthwillen gränzte. Aber Malchen war noch jung, und die Zeit und das Nachdenken haben ja ihre Rechte.

Noch behandelten sich zwar die beiden lieben Kinder nur mit ausgezeichnetem Wohlwollen. Allein die zwei alten Schlauköpfe hatten der Sache bald ihre wahre Seite abgemerkt, und freuten sich dessen inniglich. Man verschaffte dem Pärchen alle Vergnügungen, die nur ersonnen werden konnten; die Grauköpfe waren nicht selten anwesend, und der Wiz im Schlafrokke erdachte manchen feinen Schwank, der von der Jugend ausgeführt und vom Alter, seiner Nettheit wegen, höchlich beklatscht wurde. So wurden Adolfs Ferien eine zusammenhängende Reihe von Lust-

barkeiten. Mit freudepochendem Herzen verschlang er sie; aber mit nassem Auge gieng er auf die hohe Schule zurük, weil er von Malchen sich trennen mußte. In ihr vereinigten sich jezt alle seine Wünsche; das ganze Ziel seiner Bestrebungen, die Summe aller seiner Kräfte. Bald nach Adolf verlies auch Malchen das Städtchen. Die Väter waren übereingekommen, nichts an ihrer Bildung zu sparen, und Ehrenstern hatte sie in die Residenz geschikt, uneingedenk, daß die wenigen Goldkörner, die gewonnen werden konnten, nichts sind gegen die schlüpfrige Bahn, auf die sein Malchen gestellt wurde.

Nach einem Jahre starb Leopold Ehrenstern an den Folgen einer Ueberladung, die er sich im Taumel der Freuden am Geburtstage seiner Augapfel zugezogen hatte. Sterbend bat er noch seinen Wingold, ihrem Lieblingsplane mit den guten Kindern getreu zu bleiben. Aber auch Wingolden sollte die Erfüllung nicht werden. Er erlebte nur noch die Wonne, daß Malchen und Adolf sich als erklärte Liebende behandelten. Die Spur des Todes ereilte ihn zehn Monate nach Ehrensterns Hinscheiden. Er war schon einige Tage krank gelegen; jezt fühlte er, daß auch er wandern müßte, wie seine Väter. Aber noch

drük-

te seinen Busen ein Wunsch, der, unerfüllt, ihn mit Leid in die Grube versenkt hätte. „Laßt mich, sprach er, meinen Sohn Adolf sehen, und seine Braut mit ihm, daß ich ihnen meinen Segen gebe. Mich verlangt sehr nach ihnen. „ Da wurden reitende Boten ausgesandt auf die hohe Schule, und in die Residenz. Zu einer Stunde hielten die beiden Gefährten vor des Sterbenden Wohnung. Adolf hob Amalien aus dem Wagen. Traurig, sagte er, ist der Anlaß, der uns heute zusammenführt. „ Der Schmerz hemmte seine Rede. „Sei getrost, lieber Adolf, antwortete das Mädchen, auch ich bin vaterlos. Aber wer kennt die Wege des Himmels? „ — Mit beklommnem Herzen eilten sie die Treppe hinauf. Die Menge der Zuschauer theilte sich. Sie standen vor dem Sterbelager.

Da lag der alte, ehrliche Wingold! Alter und Sorgen hatten seine Stirne gerunzelt, die Krankheit seine Wangen gehölt. In ruhigen Betrachtungen schien er sich nur noch an dem Gedanken zu laben, daß nun bald sein Adolf mit Malchen ankommen könnte. Die Bewegung, die jezt im Zimmer entstand, wekte ihn auf einmal aus dem erquikkenden Schlummer. Er hob sein hinabgesunkenes Haupt empor, blikte vorwärts, und sah

Adolf an dem Lager stehen, und Malchen an seiner Hand. „Seid ihr gekommen?„ war seine matte, heiſere Rede. Der lezte Stral von Leben glänzte in seinem schon halbgebrochnen Auge; der lezte matte Wiederschein seines ehemaligen Frohsinnes zeigte sich noch einmal, wie das verbleichende Abendroth, auf seiner Stirne. Er ließ sich noch ein Kissen unter den Rükken legen, raffte mit dem ganzen Ueberrest seiner Kraft sich auf, strekte die magere Rechte hinaus, und drükte einem nach dem andern die Hand. Stammelnd ermahnte er Beide noch zur Treue und zur Rechtschaffenheit in ihrem Wandel. Dann sank sein Haupt zurük. Die Freude des Wiedersehens hatte sein Bewußtseyn und seine Maschine zerrüttet. Er ward zusehends schwächer. Adolf und Malchen weinten an seinem Lager. Nach einer Viertelstunde war er verschieden.

Mit Wingolds Hülle ward nun auch die frühe Aussicht verscharrt, auf die Adolf hätte rechnen können, und welche in unsern Tagen gemächliche Muttersöhnchen so oft und so schlau zu benuzzen wissen. Natürlich kam, da Adolf seine akademische Laufbahn noch nicht vollendet hatte, das Amt seines Vaters auf dem ordentlichen und geradesten Wege in die Hände eines Fremden. Aber

für ihn den talentvollen Mann war damit nicht alles verloren. Noch verweilte er einige Wochen in seinem lieben Städtchen, und sein jeziger Umgang mit Malchen war ihre Prüfungszeit.

Ernst und mahnend schwebte Wingolds lezte Rede und sein Hinscheiden vor Adolfs Einbildungskraft. In seiner Seele hatte dieser feierliche Auftritt unauslöschliche Eindrükke zurükgelassen. Jeder Flekken von Sinnlichkeit war von seinen Gesinnungen weggewischt, und sein Liebesgefühl zu einer Art ruhevoller göttlicher Schwärmerei erhoben worden, in der seine Seele, von allem Schlaken des animalischen Lebens geläutert, in vollendeter Reinheit sich spiegelte. So gestimmt saß einst Adolf mit Malchen in einer Gartenlaube. Ihre Hände ruhten in einander. Lang war sein Mund geschlossen; aber in seinem Auge lag ein Reichthum von Empfindungen, der nur verstanden, nicht mit Worten bezeichnet werden konnte. Jezt zog er einen zerbrochenen Ring hervor; in der einen Hälfte war Adolfs, in der andern Malchens Name eingegraben. Hier, fieng er an, hast du die Hälfte dieses Ringes, Malchen! Siehe, die Kunst hat meinen Namen darauf gezeichnet. Er warne dich, wenn du straucheln solltest; er sey dein Trost, wenn du leidest, dein

Freund, wenn das Bewußtseyn einer guten That dich zur Mittheilung treibt. Sieh aber auch in diesem Bilde das Kennzeichen unsres Geschikkes. Wann einst der Himmel unsre Schiksale zusammenführt, dann vereinige auch die Kunst diese Hälften wieder!" — Malchen trug nachher Jahre lang dieses Unterpfand auf ihrem Herzen. Adolf hat beide Hälften ins Grab genommen.

Auch an Malchens Seele bewieß die Gegenwart ihre Stärke. Sie zeigte sich bei jenen rührenden Auftritten nicht gefühllos; kaum aber waren sie vorübergegangen, kaum rauschten wieder die Fittige der Freude, als Malchens Character sich entschleierte. Mit Leidwesen sah Adolf sich von seiner überirrdischen Höhe herabgestürzt, als er gewahrnahm, daß Malchen wenig Menschenkenntniß, viel Leichtsinn zurükgebracht hatte. Er war überzeugt von ihrer Liebe, aber nicht bis zu dem Grad von Gewißheit, daß es ihm nicht vor möglicher Untreue hätte bangen sollen. Düster und in sich gekehrt verbrachte er daher manche Stunde in trüber Abgezogenheit. Der unschuldigste Freudeng nuß ward ihm oft zum bittersten Wermuth, und die heisseste Umarmung konnte plözlich in den kältesten Schauer übergehen, wenn der Gedank' an Untreue auf seine See-

le fiel. Oft fragte ihn Malchen, was ihm sey? und gab er bedenkliche Antworten, so hieß sie ihn einen Grillenfänger und Freudenstörer, der ohne Grund sich sein Leben verbittre.

Mismuthig trabte Herr Adolf auf einem Schimmel, nicht viel beleibter als er, wieder der Universität zu, um vollends in Ehren zu absolviren, und dann es Gott zu überlassen, ob er ihm mit dem Verstand auch ein Amt geben würde. Malchens Bildnis mit seinen Vorzügen und Mängeln war sein Geleitsmann, und die einförmige Aussicht, und das ewige Einerlei, das sein Seelenauge vor sich sah. Denn das Auge seines Leibes war ein stumpfes Werkzeug, an welchem der schönste Eindruk der äussern Natur unvernommen abgleitete. Einige Wochen vegetirte er in diesem trübseligen Zustande hin. Zulezt ermannte sich seine Natur; sein Geist ermüdete an Träumereien, und Adolf ward sich selbst wiedergegeben — wenigstens auf grössere Zwischenräume.

Mit dem holden Malchen war es inzwischen gar Anders. Zwar perlte bei Adolfs Abreise manches Thränchen über ihre Wangen; zwar sehnte sie sich wohl auch nach seinem Umgange; zwar schrieb sie ihm Briefchen voll der zierlichsten Wendungen, von der einfachsten Naivität an bis hin-

auf zum höchsten Schwunge; zwar hieng sein Bildniß über ihrem Puztische, und die Hälfte des zerbrochenen Rings ward mit dem ganzen Scharfblik kleinlicher Neugierde beäugelt. Noch aber fehlte es ihrem Charakter an Festigkeit, und wenn die Worte Adolfs in ihrer Rükerinnerung lebten, so hatte der Geist derselben sie niemals durchdrungen. Sie sah an der Hälfte des Rings nur das blinkende Gold, nur die Kunst des Grabstichels im verzognen Namen; nicht das Sinnbild ihres Verhältnisses, nicht die gedankenvolle Hindeutung auf die Zukunft. Ihre Seele klebte nur an der Aussenseite der Gegenstände, und glüklich genug, wenn sie fest auch an dieser geklebt hätte. Offen für die Freude, suchte sie rastlos und überall die Freude auf; aber sie schäzte nicht den Werth, sondern die Menge der Eindrükke. Ein kurzer Aufenthalt in der geräuschvollern Welt hatte sie berauscht, ohne ihr Herz zu verderben. Sie athmete für nichts als für Abwechslung und Lustbarkeit, und die Eitelkeit, die gewöhnlich mit Flattersinn verschwistert ist, war ein Anstoß mehr, sie auf dieser Bahn fortzutreiben.

Diese gefährliche Richtung, die Adolf voraus sah, machte ihn zittern. Zwar schäzte er die Freude; zwar gönnte er Malchen den Genuß des Le-

bens; er wußte, daß ihre Unschuld unvergiftet war; aber ihm bangte vor der wachsenden Herrschaft der Gedankenlosigkeit, und vor den Folgen des Lichtsinns. Malchens Briefe wurden mehr und mehr ein Gemählde — ihrer Zärtlichkeit? — nein, der städtischen Divertissemens. Adolfs Antworten bildeten damit den seltsamsten Kontrast, und wenn er, wie ein Kleist, von den hohen Aussichten der Liebe sprach, sang Malchen ihr Lied von den Ergözlichkeiten des lezten Balls, von der Artigkeit der Herren, vom Klang der schmetternden Hörner, von der Pracht der Beleuchtung, von tausend andern Herrlichkeiten, und gedankenlos schlich sich ans Ende des Briefs: Ewig die Deinige.

Die Ewigkeit muß nicht unendlich seyn, oder die Menschen spielen mit diesem Worte. Malchens Schwester — sie hieß Ludovike, das bösartige Weib eines schwachköpfigen Doktors — war längst geschäftig, dieser ewigen Dauer Gränzen zu sezzen. Sie machte die Rathgeberinen ihrer gutmüthigern Amalie, und hatte — warum? wissen wir nicht — wenig Vertrauen zu dem geraden Adolf. Sie sprach oft sehr bedenklich von der Lauterkeit seiner Gesinnungen, und noch bedenklicher von seinen Aussichten. Da diese Aeusserungen auf ein wenig frucht-

bares Erdreich fielen (Amalie war so ziemlich arglos) so richtete sie ihre Maasregeln gegen die schwächere Seite des Mädchens. Sie sandte einen jungen, artigen, freudendurstigen, kaum eingeschossenen Hofrath mit dem ganzen Zeughaus betäubender Lustbarkeiten, zum Angriff. Diesen Anfällen konnte Malchen in die Länge nicht widerstehen. Ein Divertissement drängte das andre. Bald fand Amalie keine Zeit mehr, Adolfen auch nur von ihren Vergnügungen zu unterhalten. Er erließ Briefe über Briefe; er bat, er flehte, er beschwur. Keine Antwort! — Jezt war er auf dem Punkt, selbst nach dem Zustand seiner Angelegenheiten zu sehen, als der Brief eines Freundes ihm meldete: „Malchen ist nicht mehr die Deinige. Der Hofrath K. hat sie davon getragen."

Diese Kunde traf ihn, wie ein Donnerschlag. Die Betäubung gieng nach und nach in die tiefste Zermalmung über. Er floh, statt die Heimath aufzusuchen, wie ein Verbannter sein Vaterland, rafte zusammen, was er hatte, gieng auf Reisen, schleppte seinen nothleidenden Körper durch deutsche und welsche Lande, spielte bald diese bald jene Rolle auf dem Schauplaz seiner Wanderungen, fand Ruhe in vernünftiger Zerstreuung, und sehnte sich endlich wieder nach seinem Vaterlande, wo er sogleich ein Amt erhielt.

Sein erster Blik, als er nach Verlauf mehrerer Jahre zurükkam, war auf Malchens Schikſal geheftet. Dieſes bethörte Mädchen hatte ſich wie gemeldet, dem flatternden Hofrath in die Arme geworfen. Drei Tage und drei Nächte dauerte der bacchanaliſche Lärm des Hochzeitfeſtes. Gränzenlos blieb die Freudenjagd, ohne Maas und Ziel der Aufwand auch nach den Tagen der Vermählung. Nirgends gieng es prunkvoller, nirgends luſtiger zu, als im Hauſe der ſchönen Hofräthin. Nirgends ward die Gaſtfreundſchaft edelmüthiger ausgeübt, als hier. Man ſchwelgte, als gieng' es von den Schäzzen eines Krösus. Schon ſah Malchen drei allerliebſte Knaben um ſich her ſpielen. Wer war glüklicher, als weiland Leopold Ehrenſterns glükliches Malchen.

Alles in der Welt hat ſeinen Ruhepunkt, am früheſten unvernünftiger Aufwand. Allmählig wurden ſie ſeltner die Luſtbarkeiten. Allmählig hörte man nicht mehr ſo oft den Klang der Hörner; allmählig ſah man nicht mehr die Pracht der Beleuchtung; allmählig ſchwand der Prunk, allmählig die Gaſtfreundſchaft. Die Schmeichler und Pflaſtertreter zogen ſich zurük, und die Weiſeren lauſchten in ſtiller Ferne auf den Ausgang der Dinge. Die Wirthſchaft des hofräthlichen Hauſes war in

totalem Verfall. Sorgen der Nahrung drükten allmählig diejenigen, die sonst in Hüll' und in Fülle lebten. Mürrisch ward der Hausvater; immer und immer mürrischer — endlich der Peiniger seines Weibes. Die höchste Dürftigkeit war nahe. Zwei Erbgüter waren verpraßt. Unter der Münze, womit der Aufwand bestritten worden war, hatte man auch Gelder des Staats bemerkt. Die Rechnungen des Hofraths zeugten von Untreue. Er verlor sein Amt. Aber der Tod, durch Lebensgenuß und Harm herbeigeführt, trennte ihn von Auftritten, die ihn zur Verzweiflung gebracht hätten.

Jezt war Malchen Wittwe, mit drei unerzogenen Waisen, ohne Mittel und Hofnung, nur ihr Leben zu fristen. Ludovikens — ihrer Schwester — Umstände waren fast in gleicher Zerrüttung, und Malchen konnte von dieser Seite auf keine Hülfe bauen. Mit halber Verzweiflung verließ sie den Schauplaz ihrer Verschwendung, und zog in die Hütte eines Dorfes. Hier lebte sie kümmerlich von der Arbeit ihrer Hände, und vom ungewissen Beystand gutherziger Menschen. Für einen grossen Theil ihrer Bekannten war ihr Andenken wie verscharrt. So war ihre Lage, als Adolf zurükkam.

Nie hatte dieser edle Mann dem Hasse Raum

gegeben. Wenn er Amalien seine Liebe, wenn er ihr seine Achtung versagen mußte, so konnte er nicht umhin, ihr sein Mitleid zu schenken. Die Nachricht von ihrem Elend schrökte ihn daher fürchterlich auf. Sein erstes Geschäft war, ihr sogleich unter fremdem Namen eine beträchtliche Unterstüzzung zuzusenden. Er wiederholte dieses zu bestimmten Zeiten, und Malchen hatte von nun an ihr gemächliches Auskommen. Der ihr Gemahl hätte seyn sollen, ward jezt wenigstens ihr Wohlthäter. Adolf hatte nie eine Pflicht mit himmlischerem Vergnügen erfüllt.

Die arme Wittwe kannte lange nicht den Finger der Barmherzigkeit, der über ihrem Leben waltete. Gebeugt durch den Verfall ihres Hauswesens, empört durch die Härte ihres Gemahls in den lezten Tagen seines mürrischen Lebens, war sie ernstlich zum Nachdenken über die Vergangenheit gekommen. Da ihre Tugend stets unbefleckt geblieben war: so konnte sie sich keinen Fehler vorwerfen, als — Lichtsinn. Aber dieser Vorwurf war peinigend. Oft trat das Bild des edeln Mannes vor ihre Seele, den sie so schnöde abgefertigt hatte. Oft klagte sie sich verzweiflungsvoll als die Mörderin ihres Gemahls, als die Verfolgerin Adolfs an. Oft weinte sie bittre Thränen an seinem Bild,

niß, das, in den Zeiten des Glüks weggeworfen, jezt wieder aus seinem Schlupfwinkel hervorgetreten war. Oft betrachtete sie mit inniger Wehmuth die Hälfte des bedeutungsvollen Rings. Jezt traten all die rührenden Auftritte, die einst wie Schatten an ihr vorübergegangen waren, in strafender Furchtbarkeit vor ihre Seele. So im Innersten zerrissen, erfuhr sie eine gänzliche Umwandlung ihrer Sinnesart. Ihre Flatterhaftigkeit war verschwunden. Die musterhafte Erziehung ihrer Kinder erwarb ihr allgemeine Achtung. Jede ihrer Handlungen geschah in Adolfs solider Manier, der jezt ihr einziges Muster geworden war. Nie aber konnte sie wähnen, daß der Edle ihr Wohlthäter war. Spät erst durch Zufall erfuhr sie seine Rükkunft, seinen Aufenthalt, seinen Edelmuth. Dieß war zuviel. Eben erhielt sie eine neue Unterstüzzung von dem grosmüthigen Unbekannten. Zitternd legte sie das Paket wieder zusammen, und schikt' es zurük mit dem Bildniß, dem Ring und folgendem Briefe.

„Ich habe genug gelitten durch Scham und „Reue. Ich habe gebüßt für meinen Leichtsinn. „Ich habe alle Mühseligkeiten des Lebens erdul„det. Wollen Sie, daß auch der Vorwurf des „Undanks noch an meinem Herzen nage? — Das

„wollen Sie nicht; das können sie nicht wollen, „edelmüthiger Mann. Nehmen Sie wieder hin, „was ich zurükgeben kann. Nehmen Sie die „Hälfte des Rings zurük, die ich so lang mit „Unrecht besessen habe. Nehmen Sie ein Bild„nis zurük, dessen ich unwürdig bin. Die Ge„wißheit Ihrer Verzeihung tröstet mich. Aber „eine Unterstüzzung, die stündlich meine Straf„barkeit erneuen würde, kann nicht in dem Pla„ne der Grosmuth liegen.

Amalie.

Adolf sprang auf, als er diese Zeilen gelesen hatte. „Sie soll, sie darf nicht unglüklich seyn, rief er aus, warf sich in einen Wagen, und rollte dem Dorfe zu, wo die Reuevolle in stiller Verlassenheit lebte."

Adolf trat in das bescheidne Stübchen. Reinlichkeit und Ordnung war überall, wo er hinblikte. Zween muntre Knaben sprangen ihm mit zutraulicher Miue entgegen, und schäkerten, als kennten sie ihn schon lange her. Ihre Unbefangenheit mit Bescheidenheit gepaart, entzükte ihn. Malchen hörte im nahen Kämmerchen das Liebkosen der Kleinen. Sie öffnete die Thüre. Ein schrekhaftes Ach! war alles, was sie herauspressen konnte. Adolf schloß sie zärtlich in die Arme. Ihr Haupt sank auf seine Schultern.

Das Geschrey der Knaben machte die Nachbarschaft rege. Ein freundliches Häufchen füllte das enge Stübchen. „Karl! Fritze! Christian! sagte Amalie mit einem Blik des Entzükkens, das ist unser Wolthäter.“ Die Knaben hiengen sich an Adolf; die Nachbarn gaben traulich dem edeln Fremdling die Hände. „Das sind meine besten Freunde, sagte Amalie zu Adolfen, und das freundliche Nikken der guten Landleute gab zu erkennen, wie geliebt, wie geachtet Amalie war.

Jezt aber entstürzten Thränen den Augen des holden Weibes. Ihre Beklemmung war unaussprechlich. Adolf hatte Mühe, nicht mit hingerissen zu werden, und noch weit mehr kostete es ihn, Amalien zu beruhigen. Gänzliche Vergessenheit des Vergangenen war das Versprechen, welches ihm Malchen vor seiner Rükreise geben mußte.

Nach einigen Tagen kam er wieder. Mit Zärtlichkeit trennte sich Amalie von den guten Landleuten, mit Beklemmung von dem Ort ihrer Prüfung. Mit thränenden Augen umgab ein ländliches Chor den Wagen, und unter tausend Segenswünschen rollte er hin.

Jezt, erzählt die Sage, vereinigte auch die Kunst die beiden Hälften des ominösen Ringes wieder. Adolf und Malchen lebten die glüklichste Ehe;

und unbefangne Beobachter waren zweifelhaft, was sie mehr bewundern sollten, Adolfs edle Delikatesse oder die liebenswürdige Sanftheit und Ergebung Amaliens. Adolf starb zuerst, und der Ring der jezt wieder zerbrochen ward, begleitete ihn ins Grab.

Kr.

Sie an ihn.

Der Jüngling, den ich liebe,
Ist treu und ächt wie Gold.
Vermöcht' ichs — ich beschriebe,
Wie lieb er ist, wie hold!

Weiß gar nicht, was mich ziehet,
Begegnet mir sein Blik;
Mein Fuß, der eben fliehet,
Kehrt unverweilt zurük.

Er leitet mich am Bande.
Der Liebe, wie er will:
Und gieng's von Land zu Lande,
Ihm folgt' ich gern und still.

Denn dabei denkt er bieder,
Hält immer gut von mir,

Und liebt mich ewig wieder,
Mein ist er für und für.

Der ist es, den ich liebe,
Und dem ich Treue schwur.
O Gott, so reine Triebe —
Beglükke sie doch nur!

Henriette B. . .

Die junge Wittwe.

Eine
Geschichte aus ihren Papieren gezogen.

Erster Brief.

An Sophie Silberhorn.

Hornburg, am . . .

Endlich, gute liebe Sophie, fängt es an, auf so viele Stürme in meiner Seele wieder ruhiger zu werden! — Ich weiß nicht, wie das kömmt, daß der Kummer meine hochgespannte Fantasie nie zu lange in voller Gährung läßt? — Diese Wohlthat habe ich vermuthlich meinem von Natur so heiteren

heiteren Temperamente zu danken. Zwar hat das Schikſal ſchnell hintereinander mir fürs erſte einen unvergeßlichen Gatten entriſſen, und dann meines Vaters Kredit zertrümmert; aber dieſer doppelte Schlag ſchmerzte im Anfang zu heftig, um lange fort ſchmerzen zu können. Mir blieb doch Gottlob! noch der Troſt übrig, daß bloß Unglük und nicht Nachläßigkeit eines der reichſten Handlungshäuſer zu Grunde gerichtet habe. Dieſer Troſt, und die unerſchütterliche Standhaftigkeit eines guten Vaters mitten im Unglükke, ſtärkten auch mich zum Dulden und Ausharren. —

Freilich bin ich nun nicht mehr die ſogenannte reiche Wittwe, die hie und da um ihres Geldes willen ſo manche ausgezeichnete Achtung genoß. Im Grunde aber iſt mir dies nun lieb, denn jezt werde ich erſt erfahren, was von dem allen mir galt, oder dem bloſſen Reichthum, der ohnehin nur eine Lokſpeiſe für zudringliche Thoren werden könnte. — Du darfſt es mir glauben, Sophie, daß ich den Verluſt unſers Vermögens in dieſer Rükſicht längſt verſchmerzt habe. Kann mein alter eisgrauer Vater mit vieler Seelenruhe und Gelaſſenheit wieder die Stelle eines nur gering beſoldeten Buchhalters antreten, ſo werde ich mich doch bei meiner vollen Jugendkraft nicht

ſcheuen, dem Schikſal beherzt die Bruſt zu bieten, und ſollte es mich auch zum Dienen verdammt haben. Unſere Zufriedenheit hängt ja doch bloß von unſern Forderungen ab; wer ſie recht tief hinab zu ſpannen weiß, der kann nie ganz Hoffnungslos unglüklich werden, und wenn die Menſchen auch noch ſo egoiſtiſch an ihm handeln. In ſolchen Fällen denke ich immer: habe ich innern Werth, ſo können mir ihn die Menſchen mit allen ihren giftigen Verdrehungen durchaus nicht nehmen; habe ich keinen, je nun, dann bin ich an meinem Unglükke ſelbſt ſchuld. Bloſſe Mißhandlungen von auſſen können mir nichts von dem beruhigenden Bewußtſeyn meines Werthes nehmen, auch ſelbſt in dem Falle nicht, wenn ich wirklich zum Dienen beſtimmt wäre! —

Doch ſo weit iſt es mit mir noch nicht gekommen, liebe Sophie! — Ich habe noch einen guten alten Oheim, Verwalter des Ritterguts Scharrenthal, der mich als Haushälterin zu ſich nimmt. Auch er wird zwar ſo gut als alle Menſchen ſeine Grillen haben, und ich mag mich nicht mit dem Gedanken täuſchen, als ob es anderswo nichts zu leiden gäbe. Geduldig ausharren muß man können in dieſer bunten Welt, und ſich nicht durch beſſere Erwartungen von der Fantaſie irre führen laſſen.

Mein Oheim lebt übrigens in einem Alter, das ihm gute Verpflegung höchst nöthig macht, und dabei ohne Gattin und Kinder. Zudem seufzt er nach gutem Umgang, da es ihm, wie ich höre, unmöglich ist, mit der dortigen pfarrerischen und obervögtischen Familie zu harmouiren. Wenn es aber in Scharrenthal so traurig aussieht, wie wird sich denn meine Wenigkeit drein finden können? — Genug, in drei Tagen trete ich die Reise an, und dann das nähere hierüber von deiner

Luise Walling.

Zweyter Brief.

An Sophie Silberhorn.

Scharrenthal, am . . .

Gott sei Dank, meine Freundin, er ist nun überstanden, der so schmerzliche Abschied von meinem guten Vater! — Seine Lehren die er mir auf den Weg gab, werde ich ewig nicht vergessen! Ein Glük ist es übrigens doch, liebe Sophie, daß ich die Reise auf dem Postwagen antrat, wo es der lustigen Abentheuere immer so viele giebt,

sonst hätte mich der leidige Hypochonder dennoch übermannt.

Nun soll ich dir wohl auch ein Stükchen vom Postwagen erzählen? Etwa eine Eroberung oder so was, nicht wahr? — Wir hatten wirklich einen jungen Offizier in unsrer Gesellschaft, aber sein Betragen war, wie es bei diesen Helden meistens ist, zu plump, um ehrliebende Weiber interessiren zu können. Doch, was der einen nicht behagt, damit nimmt oft die andere verlieb, und so war der Fall auch hier.

Meine übrige Reisegesellschaft bestand noch aus einem Greisen von Brüssel, und aus einer jungen Abentheurerin, woher, weiß ich nicht. Du kannst dir den erbaulichen Ton leicht denken, den der rüstige Kriegsheld mit diesem leichtsinnigen Mädchen anstimmte. Mir trieb er als blosser Zuhörerin das Blut siedend heiß ins Gesichte; sie aber schien es ganz und gar nicht zu befremden. Zwar halte ich nun das Mädchen nicht geradezu für eine Buhlerin, aber sicher ist sie doch ein schief erzogenes weibliches Geschöpf, die wenig Sinn für Delikatesse besizt, und ohne Erröthen Geschenke von Männern annimmt. Ihr ganzes Betragen verrieth überhaupt nur äussern Glanz ohne innern Werth, ob sie schon so viel auf gu-

te Erziehung hin prahlte. Genug, ein so zuversichtliches, plauderhaftes Mädchen, das keinen andern Menschen zum Worte kommen ließ, ist mir noch nie aufgestossen. Mir kam es vor, als ob sie durch Plaudern Himmel und Erde erobern wollte. Ganz ohne Sinn war das zwar nicht, was sie uns vorschwazte, doch dünkte mich, als ob das meiste aus Büchern entlehnt sei, und als ob es in ihrem Munde durch schlechte moralische Verdauung verdreht werde.

Wäre ich gewöhnt, die Menschen bloß nach Worten und nicht nach Handlungen zu beurtheilen, ich glaube, diese Schwäzerinn hätte mich durch manchen guten Schein, den sie neben ihrem Leichtsinn noch behauptete, bethört. Mein ganzes weit unbeschränkteres Zutrauen hingegen verdiente das sanfte, würdige Betragen des Greisen aus Brüssel. Wir beide verstanden uns in Rüksicht auf Grundsäzze sehr bald, und theilten uns in voller herzlicher Ergiessung, besonders über den jezigen Zeitpunkt, manche gute Bemerkung mit. Dieser alte ehrwürdige Mann betrachtete alles, was in der Welt vorgeht, ohne Leidenschaft, aus dem rechten Gesichtspunkte, und urtheilte darüber fest und

klar, wie ein Mann. Mich dünkte aber doch, daß ihn dabei heimlicher Kummer drükke; nach der Ursache zu fragen, hatte ich jedoch den Muth nicht. Dem wilden plauderhaften Mädchen, das ihm gerade gegenüber saß, war er nicht gewogen, dies bemerkte ich aus den beissenden Seitenhieben, die er ihr von Zeit zu Zeit gab. „Wenn die Weiber wüßten — sagte der gute Greis — was für verächtliche Eroberungen sie durch ihre leichtsinnige Zudringlichkeit bei uns Männern machen, sie würden sich mitten in der eitelsten Koketteriewuth zurükziehen, und sich lieber erobern lassen. Hätte der Mann mir dies zu Ohren gesprochen, hochroth wäre ich dagesessen, aber dies Mädchen bükte sich, lachte, und dankte noch für das schöne Kompliment, wie sie es nannte.

Wir waren nun bereits an dem Orte angelangt, wo ich einige Stunden Extrapost nehmen mußte. Dem Greisen von Brüssel drükte ich noch gerührt die Hand, und fuhr nun weiter. Erst spät in der Nacht erreichte ich Scharrenthal, wo mich mein Oheim mit offnen Armen empfieng. Wie mir

dieser Ort gefällt? — Nur nicht alles auf einmal gefragt, liebe Sophie, deine

Luise Walling.

Dritter Brief.

An Sophie Silberhorn.

Scharrenthal, am . . .

Da bin ich schon wieder, liebe Sophie, um deine Neugierde, den stärksten Theil unsrer Erbsünde, zu befriedigen! — Meine Hausgeschäfte sind nun endlich im Gange, und ich darf mit sorgenfreiem Herzen auch wieder ein Stündchen deiner Liebe weihen. Der gute Oheim, bei dem ich in grossen Gnaden stehe, hat mir nun ganz aufrichtig das hiesige Pfarrhaus und die Obervogtei geschildert und gesagt, was sich darinn für Leutchen finden, und wie man sich in ihrem Umgang zu verhalten habe. Natürlich, daß mich nun keine sonderliche Lust anwandelt, oft mit ihnen umzugehen. Es ekelt mir ohnehin vor Menschen, die aus jedem

Worte Gift ziehen, und niemand lieben als sich selbst.

Reinere Freuden werde ich in dieser schönen Gegend unter freiem Himmel, im Schosse der Natur suchen und finden. Die hiesigen Bauernkinder kennen mich schon ziemlich, und laufen mir, wo ich mich nur blikken lasse, immer voll Zutrauen haufenweise entgegen. Nach meinen Spaziergängen besuche ich meistens gewisse artige Bauernweiber, und finde dann immer Gelegenheit, ihren gesunden schlichten Menschenverstand zu bewundern, womit sie ohne viel Getreibs das Hauswesen führen. O Sophie, wie glüklich ist der Mensch, der nur wenig Bedürfnisse kennet, und sich nicht aus Eitelkeit oder Neid in die Gefahr stürzt, mit andern im prunkvollen Aufwande zu wetteifern.

Unser sehr geräumiges Haus steht innerhalb den Mauern des Schloßhofes, dem hübschen herrschaftlichen Gebäude gegenüber, und gewährt mir, seiner herrlichen Aussicht wegen, viel Vergnügen. Nur schade, daß das schöne herrschaftliche Gebäude, so leer und öde es jezt dasteht, einer ausgeplünderten Ritterburg gleicht, wo Menschen und Vieh von Unholden niedergemezelt wurden.

Sein Beſitzer, ein gewiſſer Baron von Born, der ſchon ſeit Jahr und Tag abweſend iſt, übertrug die ganze Beſorgung davon meinem alten biedern Oheim. Der frühe unverhofte Verluſt einer geliebten Gattinn zog dem Baron eine Art Gemüthskrankheit zu, und da ſprengte er mit wilder Fantaſie in die Welt hinaus, um ſich zu zerſtreuen. Alles, was übrigens hier als Menſch athmet, lobt ihn als den edelſten, trefflichſten Mann von der Welt. Kinder hat er keine, und dies mag wohl auch mit eine Haupturſache ſeyn, warum er ſeine ſelige Gattinn zur Zeit noch ſo wenig vergeſſen kann.

Was meinſt du wohl, Sophie, ob man dieſe ſeine überſpannte Schwärmerei, die ihn ſo unwiderſtehlich in die Welt hinaus trieb, loben oder tadeln ſoll? — Wer ſich übrigens nicht in der nemlichen Lage befindet, hat leicht zu tadeln, ohne daß er weiß, wie er handeln würde? — Der gute Baron beſizt wahrſcheinlich keine nur mittelmäßige Tugenden, aber auch keine nur mittelmäßige Leidenſchaften, und dies allein iſt in meinen Augen hinreichend, ihn zu entſchuldigen. Ob ich wohl aus Liebe einſt auch noch ſo handeln könnte? — Nein,

nein, Gott bewahre mich noch lange vor dieser quälenden Leidenschaft! Ihr Taumelkelch bietet dem Lüsternen oft Galle an, statt eines süssen Labetranks. Halte mich zurük, Sophie, mit aller Macht zurük, wenn meine ohnehin reizbare Fantasie je wieder Feuer fangen sollte. Du weißt, was ich für einen Gatten besaß, und was ich zum Ersaz für einen zu fordern das Recht habe! — Für jezt weiter nichts mehr, als ewig deine

Luise Walling.

Vierter Brief.

An Sophie Silberhorn.

Scharrenthal, am . . .

Aergerlich ist es, liebe Sophie, daß sich uns gewisse Menschen, die wir durchaus nicht leiden können, so unverschämt aufdringen! — Gott weiß, aus welcher Absicht mich die pfarrerische und obervögtische Familie jezt keinen Tag mehr in Ruhe lassen? — Bald kommen sie ungerufen zu mir, bald laden sie mich wieder eben so unerwartet ein,

und das immer mit eben der verdächtigen Herzlosigkeit, als ihre Zudringlichkeit mir unerträglich seyn muß. Wohlstandshalber habe ich ihnen bis jezt nur einen einzigen Besuch gemacht, und müßte ich diese mir sehr verdächtigen Menschen in mancher Rükſicht nicht schonen, längst hätte ich mich schon ganz von ihnen losgewunden.

Ist es doch ewig schade für die vielen verlornen Stunden, die ich an ihrer Seite so mißvergnügt zubringe! — Da muß ich meinem Herzen immer einen Druk geben, daß es schweigt, und meine Menschenkenntniß findet dabei so vielen Unrath, daß ich oft wünsche, nicht so tief blikken zu können. Die pfarrerische Familie besteht aus Vater, Mutter und Tochter, die obervögtische aus Vater und Sohn; leztern kennt man hier nur unter dem Uebernamen: der hagere Wilhelm.

Wie wärs wohl, Sophie, wenn du dich mir zu Gefallen geschwind in diesen hagern Wilhelm verliebtest? Es ist ein allerliebster verächtlicher Mensch, den ich mit einer Krone nicht leiden könnte; und doch schleicht er mir so ämsig nach. Seine Grundsäzze sind schon durchaus mit der Moral des Lasters besudelt, und er besizt dabei einen

so groben Egoismus, der ihn nothwendig von allem Interesse, das Menschen an Menschen kettet, ganz losreissen mußte. Unglüklicher Weise liebt er nun auch mich; aber versteht sich, bloß um seiner selbst willen, wobei er mich denn sicher, wenn es seinen Vortheil beträffe, auf irgend eine Weise mit kaltem Blute opfern würde. An Kopf fehlt es ihm zwar nicht, aber was nüzt mich ein guter Kopf ohne gutes Herz, der dann auch weit mehr Böses zu stiften vermag, als ein beschränkter?

Genug, Sophie, der hagere Wilhelm spielt seine Rolle gegen mich unter mancherlei Larve, besonders auch unter der Larve der Religion, ein Schild, den dies ganze verdächtige Menschentrüppchen ergrif, um Schwachgläubige damit zu täuschen. Bei mir aber schlägt das nun nicht an. — Ich traue nur jener Religion, die frei von Heuchelei und Vorurtheilen mit reiner Moral verschwistert ist. Aus Gewohnheit mit eiskaltem Herzen alle Augenblikke Bibelsprüche anführen, aus sinnlicher sklavischer Furcht vor dem Höllenfeuer zittern, mit überspannter Schwärmerei die lächerlichsten Auslegungen, Anwendungen und Vergleichungen über das erhabenste, göttliche Wesen machen, sind

sichere Kennzeichen, wie entfernt sich solche Leute von der wahren, herzlichen, durch Vernunft gereinigten Religion halten, und wie wenig Sinn dafür bei ihnen anzutreffen ist. Mein guter Vater sagte immer, solche Menschen besässen oft kein Fünkchen feines Gefühl für Andere. Dies scheint hier in der That einzutreffen, denn seit meinem Hierseyn sah ich noch nie, daß diese Leute eine einzige Menschenthräne trokneten. Wie wehe thut es mir, wenn die Pfarrerin den Dürftigen in der höchsten Noth oft keinen Bissen Brod reicht, und so ihren Geiz bis zur Härte treibt! Alles ohne Ausnahme ist in ihren Augen liederliches Gesindel, sie macht bei Unglüklichen durchaus keinen Unterschied. Doch ich schweige. Daß du mir aber beim hagern Wilhelm nur nicht etwa noch zur gefährlichen Nebenbuhlerin wirst, sonst sind wir auf ewig geschiedene Leute! —

Luise Walling.

Fünfter Brief.

An Sophie Silberhorn.

Scharrenthal, am . . .

Da haben wirs ja, liebe Sophie! Nun ist mir die Zudringlichkeit der obervögtischen Familie, sammt ihrem Anhange kein Räthsel mehr! — Nichts weiter als eine Heurath zwischen mir und dem hagern Wilhelm war ihr Zwek. Ach die armseligen Menschen stehen im Wahne, daß ich noch meinen vorigen Reichthum besizze, und nur aus diesem Grunde unterdrükten sie den tödtlichen Haß gegen meinen Oheim! — Bei Gott, Sophie, lieber wollte ich den ersten besten Handwerker zum Manne nehmen, als einen so verschrienen Taugenichts! — Meine abschlägige Antwort entflammte auch wirklich seine Wuth aufs höchste. Er stand da mit verbißnen Lippen, und glozte mich fürchterlich an; dann warf er den Hut barsch weg auf den Kopf, brummte was von Rache vor sich hin, und lief fort.

Du kannst denken, daß diese Szene mich etwas erschütterte, und doch reut es mich keinen Augen-

blik, ihm so mit festen Worten den Korb hingeworfen zu haben, obgleich jezt mein Oheim alles von seiner Bosheit fürchtet. Der gute Mann! sein Alter macht ihn ängstlich und unentschlossen; ich für mich habe hierüber nicht die geringste Sorge. Muß doch der tükische Mensch froh seyn, daß man ihm nicht nachsezt. Unsere Bauern sind so sehr über ihn erbittert, daß er sich vorgestern in der Nacht in eine fremde Abtei flüchten mußte, um nur nicht gesteinigt zu werden.

Die guten Bauern mögen auch Grund dazu haben; denn seit der Abwesenheit des Barons werden sie, wie ich höre, von ihm und seinem Vater aufs unmenschlichste gedrükt! — Man kennt übrigens seine lokkere Aufführung überall, und es ist kein Geheimniß mehr, daß er grosse Summen verschleudert. Der Obervogt an sich ist im Grunde kein eigentlich böser Mann, aber ein schwacher, leichtsinniger, eingeschränkter Kopf, der sich von dem ungerathenen Sohne und der pfarrerischen Familie zu allen Niederträchtigkeiten gebrauchen läßt. Lezthin waren die armen Bauern beim Pfarrer, um Hilfe zu suchen, wo sie aber ganz natürlich auf die schlauste Art abgewiesen wurden.

Man gab ihnen den Troſt mit, daß es überall was zu leiden gäbe, Kriſtus ſelbſt habe unſchuldig viel gelitten.

Was gäbe ich unter dieſen Umſtänden nicht alles darum, wenn nur der Baron jezt zurükkäme! Mein Oheim kann ſich als bloſſer Verwalter mit keinem guten Erfolge in die Sache miſchen; es fehlt ihm nicht nur an Gewalt, ſondern auch an Kraft und Muth. Er fürchtet, dies Trüppchen verſchworner Schurken möchte ſich auf eine fürchterliche Art an ihm rächen, wie dies ſchon einmal unter dem vorigen Gutsbeſizzer der Fall war. Wo alſo die Männer nicht ins Mittel treten wollen, da muß jezt ein Weib zu helfen ſuchen; und wirklich ſchreibe ich jezt geradezu an den Baron. Iſt er der würdige, edle Mann, für den man ihn hält, ſo eilt er ſeinen mißhandelten Unterthanen zu Hilfe, und mir wird doch vielleicht das Verdienſt, dem ſchleichenden Laſter ſeine Larve abgeriſſen zu haben. Nicht Ehrgeiz, liebe Sophie, verleitet mich zu dieſem kühnen Schritte. Gott iſt mein Zeuge, daß ich ihn bloß aus Mitleiden für arme Gedrükte, und aus reinem Sinne für Recht und Billigkeit wage. Auch iſt mir nicht unbekannt,

daß

daß es unter den niedrigen Ständen Leute genug giebt, die ohne Grund in ewiger Unzufriedenheit leben, und unaufhörlich über ihre Vorgesetzten klagen, wenn sie schon mehrentheils aus eigner Schuld zu nichts kommen können. Hier ist dies aber der Fall nicht; ich habe zuerst genau geprüft, damit mein Herz mich nicht irre führe, und ich hoffe nun, daß die Vorsehung mich in dieser guten Absicht unterstützen wird. Unterdessen, wie immer, mit der reinsten Aufrichtigkeit und innigsten Liebe deine

Luise Walling.

Sechster Brief.

An Pfarrerin Ewald.

Lustheim, am . . .

Sie werden es doch Ihrem unterthänigen Flüchtling gnädigst erlauben, trautes Mamachen, daß er in voller Demuth auch wieder zu Ihren Füssen erscheint? — Wohl tausendmal habe ich Ihnen seither die Hände geküßt, und es gewiß eben so

oft mit Thränen bereut, daß ich nicht in allem, besonders in meiner Heurathsangelegenheit mit Luise Walling Ihrem weisen Rath folgte. Langsam und mit Klugheit muß man so spröde Dinger, wie die ist, kirre machen, dies weiß ich noch von der Universität her, wo mir auf diese Art so manches hübsches Gesichtchen ins Garn lief. Sie haben es mir oft genug gesagt, holdes Mamachen, daß Luise mit ihrem guten Kopfe mir die Eroberung ungemein erschweren werde, und es war wirklich so. Am meisten hab ich es bei ihr mit meinem Andachtseifer und dann mit der Ihrer bekannten anständigen Dreistigkeit verdorben. Hm, die überspannte Närrinn, was andern Weibern schmeichelt, beleidigte sie! — Es fehlt ihr überhaupt an Welt, sie versteht den guten Ton nicht.

Unterdessen soll mir diese Tugendheldinn ihren schnippisch hingeworfnen Korb nicht umsonst gegeben haben! Dies war der lezte Schwur, den ich ihr ins Gesicht wagte. Wäre nur der Lärm von unsern Bauern nicht dazwischen gekommen, ich wollte ihr noch den Angstschweiß ausgetrieben haben. Doch Mamachen, was uns beiden mit der

Zeit nicht gelingt, das gelingt auch dem Schwarzen in der Hölle nicht, davon haben wir ja Beweise! —

Es kömmt nur darauf an, meine holde, schöne, liebe, herzige Dame, daß wir standhaft zusammen halten, und keine Gelegenheit vorbei lassen, um die übermüthige Luise zu lohnen, wie sie es verdient. Daß lieb Mamachen unterdessen mit deko gewöhnlichen Hofpolitik alle ihre Schwächen ausforschen wird, daran hab ich noch nie gezweifelt. Sind uns einmal diese ganz bekannt, dann läßt sich ihr weit leichter beikommen. Es ist höchst nöthig, ein so stolzes Stadtdämchen auf irgend eine Weise zu demüthigen, eh es uns über den Kopf wächst.

Von ihrem alten, tauben, schwachköpfigen Oheim haben wir wenig zu fürchten, sie hingegen ist besonders in den Streitigkeiten mit den schurkischen Bauern zu jeder Verrätherei aufgelegt, wenn wir sie nicht frühe genug ausser Thätigkeit sezzen. Kurz, Mamachen, diesem Weibe muß Scharrenthal auf jede Art verbittert werden, sonst wird unser ganzer Zusammenhang entdekt, und wir alle können dann springen. Ich will indessen Bekannt-

schaften in ihrer Heimath suchen, um ihr, wenns immer möglich ist, von dort aus einen Streich zu versezzen. Sorgen Sie, holdes Mamachen, nur auch dafür, daß Dero Herr Gemahl von der Kanzel den aufrührerischen Bauern recht ins Gewissen spricht, und daß Luise und mein schwacher Vater doch ja nicht zusammen kommen. Sie würde ihn mit ihrem Scharfblikke ausser Fassung sezzen, oder ihn wohl gar zu ihrer Fahne schwören machen, dann stünden wir hübsch!

Alles sei indessen Ihrer Weisheit heimgestellt, trautes Mamachen; und damit Sie sehen, daß ich Ihre Freundschaft und Zuneigung doch wenigstens mit dem guten Willen zu lohnen weiß, so schikke ich Ihnen hier einen neumodischen Hut, der mit allen Hüten aus der Nachbarschaft wetteifern darf. Ich wünsche, daß er Ihren Beifall erhält, und würde mich glüklich schäzen, Sie darinn bewundern zu können. Denn Sie werden ihn sicher mit so viel Geschmakke aufzusezzen verstehen, daß keinem Menschen der Gedanke einfallen wird, in Ihnen die Mutter einer schon so erwachsenen Tochter zu erblikken. Mit voller Bewunderung Ihrer unverwelklichen Reize, habe ich wie immer die Ehre zu seyn

Dero eifrigster Verehrer
Wilhelm Groll.

Siebenter Brief.

An Wilhelm Groll.

Scharrenthal, am . . .

Mein insonders hochzuverehrender Herr Vetter Wilhelm!

Vor allem andern statte ich Ihnen meinen gehorsamsten, pflichtschuldigsten Dank für den prächtigen neumodischen Hut ab, den Sie mir auf eine so ausnehmend feine Art zu schikken die Gewogenheit hatten. Sie, mein scharmanter Herr Vetter Wilhelm, sind und bleiben eben der galanteste Mann in der ganzen Gegend, und keiner versteht es besser, den Damen mit so viel Lebensart etwas Schönes zu sagen, wenn die sogenannten philosophischen Weiber auch noch so wenig Geschmak daran zu finden affektirten. Ich hatte den herrlichen Hut zum Aerger meiner eignen Tochter schon leztern Sonntag in der Kirche auf, und die Bauern stiessen darüber so durchaus die Köpfe zusammen, sperrten so arg die Mäuler auf, daß mein Maun auf der Kanzel seine Hirtenstimme über diesen Unfug um so lauter erheben mußte, sonst wäre wahrscheinlich eine noch grössere Gäh-

rung daraus entstanden, wovon uns der Herr, als seine getreuen demüthigen Kinder, in Gnaden behüten möge! — Mein Gemahl, Dero lieber Herr Vetter, hat es Ihrem wertheſten Herrn Papa schon so oft gesagt, er möchte mit diesem von der Wurzel aus verdorbenen Volke noch weit strenger verfahren, als er thut, sonst ist es wahrlich nicht mehr auszuhalten. Ja wie Sie noch da waren, mein hochzuverehrender Herr Vetter Wilhelm, da gieng alles weit besser; ich bekam damals um ein einziges gutes Wort bei Ihnen noch Butter, Milch, Eier und dergleichen Dinge genug; jezt fürchten die Bauern Dero Herrn Papa ganz und gar nicht mehr, sondern nöthigen ihm vollends alles mit den frechsten Drohungen ab.

Wo diese so plözlich über Hand genommene Frechheit auch zum Theil herkömmt, ist leicht zu errathen. Die weltberühmte und in der Gelehrsamkeit hoch und tief erfahrne Luiſe giebt ihnen fleiſsig Lekzionen, und sucht zu ihren Zuhörern immer die höflichſten Bauernburſche aus, die am meiſten ihrer Eitelkeit schmeicheln; aber Gott verzeih mirs, der Hochmuth kömmt vor dem Falle, und ich denke immer, der Herr will uns beide zu Werkzeugen machen, daß er ſie geisle für ih-

re Missethaten. An mir soll es nun freilich nicht fehlen, den Willen des Herrn zu erfüllen; Sie wißen, mein hochzuverehrender Herr Vetter Wilhelm, daß ich immer eine willige und demüthige Dienerinn des Herrn war, und da ich noch dazu mir selbst am nächsten bin, so werde ich keinen Augenblik säumen, die Sünderinn zum Strafgerichte reif zu machen.

Wir kommen übrigens bei aller Spannung, die zwischen uns und Luise herrscht, doch fleissig zusammen, und ich finde täglich Ursache genug, über ihre hübsche Haushaltung zu glossiren. Auch hier trifft es wieder zu, daß die gelehrten Weiber im Hauswesen nicht einen Schuß Pulver werth sind. Sie läßt ihre Dienstboten schlampen und lampen, wie sie wollen, zankt nur höchst selten mit ihnen, und unterdessen geht alles zu Grunde. Der Baron wird hübsche Augen machen, wenn er wieder zurük kömmt. Ich kann mir schon denken, wie verwirrt es mit den Rechnungen aussehen mag, so verwirrt, als ehemals mit den Sprachen beim Bau des babilonischen Thurms. Wird es nun da nicht Anlaß genug geben, beide von Haus und Hof zu jagen? Machen Sie nur, daß Ihr Herr

Papa von dem Volke jezt plözlich die Rechnungen begehrt, und Sie werden sehen, daß wir gewonnen Spiel haben.

Anfangs war ich gegen die gelehrte, hochweise Stadtdame noch so gefällig, ihr über die Einrichtung in der Haushaltung einige gute Lehren zu geben; allein sie antwortete mir immer ganz schnippisch, ich möchte mich nicht in ihre Haushaltung mischen; man könne ohne ewiges Geschrei und Keifen mit der blossen Vernunft sich in alles finden, und es sey weit eher zu glauben, daß eine Frau, die nur selten aber am rechten Orte mit ihren Dienstboten zanke, sich in Respekt sezze, als eine, die alle Augenblikke ausfahre. Ich verstand, wo sie damit hinaus wollte, und unterbrach das Gespräch.

Es wird schon eine Zeit kommen, wo ich mich für diese Sottise rächen kann, hiezu stehen uns noch Mittel und Wege genug zu Diensten; und gelingt es uns, liebwertheſter Herr Vetter Wilhelm, dies hergelaufne Weib zu vertreiben, dann werden Sie noch mein Schwiegersohn, und wir wollen uns am Hochzeittage darüber satt lachen. Harren Sie unterdessen nur aus, und verlassen

Sie sich auf die Treue und Dankbarkeit ihrer gehorsamsten Baase

Pfarrerinn Ewald.

Achter Brief.

An Wilhelm Groll.

Scharrenthal, an...

Liebwertheſter Herr Vetter Wilhelm!

Iſt es doch fürwahr, als ob dermalen Gottes Zorn bloß auf uns, als auf den Unſchuldigſten ruhe! — Ich glaube immer, mein ſchäzbarer Herr Vetter Wilhelm, wir müſſen für andere büſſen, die ſich um uns herum im Sündenlaſt wälzen. Nun hat Dero Herr Papa troz meiner Anweiſung unſere Sache wo nicht ganz verdorben, doch gewiß ſehr ſchlecht gemacht. Wie Sie mit Ihrem vortrefflichen Kopfe prophezeiten, ſo geſchah es ganz! — Die hochgelehrte Dame Luiſe hat ſich auf die feinſte, unverhoffteſte Art in Ihr väterliches Haus geſchlichen, und als Dero ſchwacher Herr Papa ſie merken ließ, er werde dem alten Verwalter nächſtens die Rechnungen abfordern,

da sagte sie ihm ganz trokken ins Gesicht, er möchte dies empfindliche Mißtrauen nur bis zur Rükkunft des Barons aufschieben, dann werde es sich zeigen, wer der Unterdrükte, oder der Unterdrükker sey! —

Wenn ich nun diese Impertinenz mit dem zusammen halte, was mir Luisens Dienstleute sagen, daß sie nämlich die Frechheit gehabt hätte, dem Baron allerlei über uns zu schreiben, so dürfen wir uns bei seiner Zurükkunft, der man jezt alle Tage entgegen sieht, auf grossen Verdruß gefaßt machen.

Verzagen Sie aber darum nicht, mein hochwerthester Herr Vetter Wilhelm, ich habe nun was anders vor, das mir nicht so leicht mißlingen kann. Luisens Dienstleute stehen schon lange in meinem Solde, und erzählen mir alles bis aufs geringste, was um sie herum vorgeht. Vor kurzer Zeit sind ihr im Hauswesen allerlei Sachen zu Grunde gegangen, die ich denn fleissig aufzeichne, damit die Dienstleute einst gegen sie, als eine schlechte Haushälterinn, zeugen können. Ist dies zum Beispiel nicht die ausserordentlichste Nachlässigkeit, wenn man über Nacht im Milchgewölbe zwei Kazzen eingesperrt läßt, die alles drunter und drüber werfen? — Dergleichen Dinge weiß

ich noch hunderte! — Wer ersezt nun dem Baron die zu Grunde gerichtete Milch und Butter? — So gehts, wenn man die Mägde nicht recht in der Zucht hält; mir passierte so was in meinem ganzen Leben nicht! —

Genug, die Mägde, die ihr zwar wegen ihrer heuchlerischen Freundlichkeit auf eine gewisse Art zugethan sind, werden ums Geld doch gegen sie auftreten, wenn Dero Herr Papa nur den Muth besizt, dem Baron gleich bei seiner Ankunft eine derbe Klagschrift in Betreff der liederlichen Hauswirthschaft zu übergeben. Am besten wäre es wohl, mein insonders hochzuverehrender Herr Vetter Wilhelm, wenn Sie die ganze Sache nach den einliegenden Punkten selbst zu Papier brächten, und Dero Herr Papa sie nur kopierte, vielleicht übergebe ich sie dem Baron wohl gar noch selbst. Genug Ihre künstliche Feder ist natürlich weit kräftiger, als die von Dero Herrn Papa.

Was nun die Bauern betrifft, so werde ich suchen, die Haupträdelsführer mit Geld und guten Worten auf meine Seite zu bringen, und wo dann kein Kläger ist, da ist auch kein Richter, Luise mag auch geschrieben haben, was sie will. So, werthgeschäzter Herr Vetter Wilhelm, stehen unsere Geschäfte, und so bin ich sie auszuführ-

ren gesonnen; aber dies Opfer bringe ich Ihnen blos in der Hoffnung, daß Sie einst meiner Tochter die Hand geben, damit wir uns noch recht oft sagen können, es lebe die weibliche Thätigkeit, mit der ich mich zu geneigtem Andenken empfehle, und immer verbleibe Dero treu gehorsamste Baase.

Pfarrerinn Ewald.

Neunter Brief.

An Sophia Silberhorn.

Scharrenthal, am ...

Eine lange fürchterliche Pause in unserm Briefwechsel! Nicht wahr liebe Sophie? — Ich kann dir darüber keinen andern Grund angeben, als daß ich während dieser ganzen Zeit mit Schwermuth und der damit verbundenen Unthätigkeit kämpfte. O liebe Sophie, wenn sich nicht in kurzer Zeit vieles hier ändert, so wird mir mein jeziger Aufenthalt zur wahren Hölle! — Auch der Baron läßt kein Wörtchen von sich hören; man will zwar allgemein wissen, daß er in der Heimreise

begriffen sey; aber die Eile, mit der wir ihn hieher wünschen, übertrifft die seiner Reise unendlich. Ich müßte dir in der That Stundenlang erzählen, wenn ich alle die hundert tausend Nekkereien und Bosheiten anführen wollte, womit ich seither von der pfarrerischen und obervögtischen Familie gequält wurde. Sie treiben es seit einiger Zeit mit mir gar zu bunt; der kälteste Stoiker müßte endlich seinen Gleichmuth verlieren.

Lezthin ahndete mir was, und flugs gieng ich zum Obervogt, dem ich dann ohne viele Umstände abzulokken wußte, daß er meinem Oheim plözlich die Rechnungen abfordern wollte. Es reute ihn freilich nachher, sich so verrathen zu haben, allein zurüknehmen konnte ers nun nicht wieder, und ich wußte mich sogleich darnach zu richten. Mein alter ehrlicher Oheim hatte seine Rechnungen zwar immer in der besten Ordnung, doch wenn er so unvermuthet wäre überfallen worden, so hätte ihn seine natürliche Furchtbarkeit unedlen Menschen gegen über, ausser Fassung bringen können, und das geringste Versehen wäre dann hinlänglich zu seinem Sturz gewesen. So aber hat mein fester entschloßner Ton den Obervogt noch frühe genug entwaffnet, und ich hoffe, daß es wenigstens auf eine Zeitlang Ruhe geben wird. Wäre der Ha-

gere Wilhelm zu Hause gewesen, die ganze Sache hätte für uns gewiß eine schlimme Wendung genommen, denn du kannst dir von der kalten tükkischen List dieses Menschen gar keinen Begriff machen. Kurz, der Obervogt scheint mich jezt mehr zu fürchten, als ich ihn fürchte, und das ist gut.

Wenn ich jezt nur auch so leicht von der Pfarrerinn loskäme! Sie beleidigt mich alle Augenblikke, und doch ist sie niederträchtig genug, mich noch dazu auf jeden Schritt zu beschleichen, oder durch heuchlerische Höflichkeit verfolgen zu lassen. Ihr armseliger Karakter besteht aus dem unerträglichsten Gemische von schiefer Ambition, und wegwerfender Niederträchtigkeit. Das Herz taugt bei ihr ganz und gar nichts; Neid, Eigennuz, Eitelkeit und falscher Religionseifer haben es schon in der Jugend verdorben. Man hört sie durchaus nie mit Wärme von Andern sprechen; sie lobt nur immer sich selbst, und bringt ihrem Nebenmenschen auch nicht das geringste Opfer aus Edelmuth. Wird sie je zuweilen zu einer guten Handlung aus Zufall oder Eitelkeit verleitet, dann führt sie wie alle elende Seelen immer die Rechentafel im Munde, und läßt es diejenigen derb fühlen, die ihrer Hülfe bedurften. Klatschen und Ver-

leumden sind ihr bei dieser Denkungsart zur Natur geworden, und da der hagere Wilhelm vermuthlich nichts versäumen wird, ihr Bischen Kopf zur Intrigue zu benüzzen, so wirst du leicht einsehen, wie gefährlich guten Menschen dies Weib werden kann. Auch fehlt es ihr ganz an feiner Erziehung; wenn ihre Leidenschaften in Gährung sind, so ist ihr nichts zu heilig, das sie nicht angreift, und sie sinkt dann gewöhnlich bis zum pöbelhaftesten Weibe herab. Das allergefährlichste bei ihr ist, daß sie alle ihre Laster mit dem Religionsschein zu vereinigen weis, und sich aus Fanatismus oft beredt, sie thue was Gutes, wenn sie die schlechteste Handlung von der Welt begeht.

Bei meinen Dienstleuten bemerke ich schon seit langer Zeit eine auffallende Veränderung; ganz gewiß stekt niemand dahinter als dieses Weib. Sonst hatten diese Leute mich so lieb, jezt fliehen sie mich durchaus, oder sie geben mir ungezogene Antworten. Selbst in ihren Geschäften sind sie nicht mehr das, was sie sonst waren. Wie oft gehe ich um ihrentwillen mit Angst und Sorgen zu Bette! Wo dies alles noch hinaus will? — Ich schrieb unterdessen auch wieder an den Baron; die Bauern baten mich neuerdings mit Thränen darum. Nun läßt die Pfarrerinn ihre Fel-

der sogar durch Frohndienste bearbeiten, und der Obervogt ist zu sehr ihr Sklave, um diesem Mißbrauch vorzubeugen. Wenn dies niedrige Weib von den armen Bauern was bedarf, so schikt sie ohne weiters ihr liebes Töchterchen zu ihnen ins Haus, und läßt es abfordern. Lezthin hat sie einem armen Bauernweib die Butter aus dem Korbe fordern lassen, als sie ihn auf den Markt tragen wollte. Ihr Mann ist ein alter streitsüchtiger Pedant, der sich willig unter den Pantofel schmiegt, wenn sie ihm nur seine dogmatischen Grundsäze nicht angreift.

Gott, wie dauern mich die armen Bauern bei dieser schändlichen Behandlung, und niemand sollte ihnen helfen können? Ich fürchte, wenn diese harten Menschen ihr Betragen gegen die Unterdrükten nicht bald ändern, so werden sie noch das Schiksal des hagern Wilhelms erleben, und sich flüchten müssen. Nur die Ehrfurcht für den Diener der Religion hält die aufgebrachten Gemüther noch in Schranken, sonst wäre es schon zu Thätlichkeiten gekommen. Der Kummer drükt meinen armen Oheim über alles dies fast zu Boden! — Hätte ich doch nie gedacht, liebe Sophie, daß es in der Welt so viele schlimme Menschen gäbe. Es thut mir wehe, dir aus Erfahrung so manchen

häßlichen Karakterzug zum Gemälde des menschlichen Herzens liefern zu müssen, unser vertrauter Briefwechsel mag diese Offenherzigkeit entschuldigen. Gute Nacht, Liebe, vergiß ewig nicht deine traute

Luise Walling.

Zehnter Brief.

An Wilhelm Groll.

Scharrenthal, am ...

Ei, mein gar zu scharmanter Herr Vetter Wilhelm, Sie haben mir gut durch Ihren Freund mündlich sagen lassen, ich soll bei allem, was jezt vorgeht, den Kopf nicht verlieren, und standhaft bleiben. Warum kommen Sie nicht lieber selbst hieher, wenn Sie so ganz ohne Furcht sind. Sie lassen lieber andere fechten, nicht wahr? ob Sie schon den größten Vortheil für sich gezogen haben. Ich wollte daß Sie mich nie in dies scheuliche Labirinth gezogen hätten! — Was hab ich jezt für meine gute Absicht, nichts als vielleicht Schan-

de und Spott, oder gar brodlose Tage! Wenn dies leztere geschieht, so soll meine Rache alles treffen, was mir in den Weg kömmt! — Da ich aber nun einmal in diese verwünschte Geschichte mit verwikkelt bin, so mus ich freilich ausharren, ob ich schon von Ihrer Seite wenig Lohn voraus sehe; denn man hat mich für gewiß versichert, daß Sie es weder mit mir, noch mit meiner Tochter gut meinen.

Uebrigens werden Sie doch schon wissen, daß der Baron vorgestern Abend wie vom Wind daher getrieben in Schloßhof gesprengt kam, und daß ihn die Schleicherin Luise mit verbuhlten Blikken empfieng. Ich stand mit meiner Tochter auch da, und glaubte vor Wuth zu vergehen, als er stumm an uns vorbei trozte, die keusche Dame freundlich an der Hand nahm, und sie zur Erbauung aller Christen ganz vertraut ins Schloß führte. Mich müssen alle Sinnen trügen, wenn da nicht eine Maitressenschaft oder so was herauskäme. Ernstliche Absichten hat er sicher keine auf sie; denn dazu ist der Sünder noch zu jung, und zu sehr mit der Welt bekannt. O daß uns der Herr doch nur bald aus diesem Sodom und Gomora führte.

Lauter schlimme Zeichen, Herr Vetter Wilhelm, und noch schlimmer ist es daß heute schon die Bauern Hordenweis ins Schloß laufen, und es wieder so vergnügt verlassen, als ob sie aus einer Schenke kämen. Von den Mägden höre ich, daß sich der empfindsame Baron mit dem alten Verwalter und seiner Nichte Stunden lang einsperrt. Diese dienstfertigen Geschöpfe mußten an der Thüre lauschen, und da hörten sie deutlich, daß von einem strengen Verhör die Rede war, welches auf mich, und Dero Herr Papa wartet. Sie will man verbannt lassen, und es dann in öffentlichen Blättern bekannt machen, daß Sie es auf ewig sind.

Sie können leicht denken, wie mir bei dieser ganzen Sache zu Muth ist. Wenn Sie jezt nur nicht Poltron sind und selbst kommen, sonst ist Dero Herr Papa gefangen, und wir alle sind ohne Rettung verloren. Dafür wird der Baron doch hoffentlich sorgen, daß sich die Bauren nicht an Ihnen vergreifen; aber sie müssen durchaus da seyn, um statt Dero Herrn Papa im Verhör gut antworten zu können. Kurz und gut, Sie müssen kommen, oder ich stehe nicht dafür, daß, wenn man mich recht in die Enge treibt, ich nicht alles

auf Sie schiebe, weil ich mir natürlich selbst am nächsten bin. Sobald Sie aber nebst Dero Herrn Papa im Verhör freiwillig erscheinen, so kann Ihnen kein Mensch was sagen, und es bringt noch dazu den Schein eines guten Gewissens auf Sie. Zudem müssen Sie mir auch noch eine ziemliche Summe Geld mitbringen, um Luisens Dienstleute uns neuerdings damit zu versichern, und es dahin zu bringen, daß sie auf ihre häusliche Liederlichkeit hin einen falschen Eid schwören. Das Geld vergessen Sie ja nicht, sonst würde ich Ihnen auf eine Art danken, die Sie nicht leicht vergessen könnten.

Pfarrerin Ewald.

Scharrenthal.

Zimmer im Schlosse.

Baron. (Klingelt) Der Obervogt soll herein kommen! (Für sich) Es kömmt mich schwer an, härter zu scheinen, als ich bin, und doch muß ich! —

Obervogt. (An dessen Seite sich sein Sohn eindrängt.)

Baron. (Zum Sohne) Was soll diese Zudringlichkeit, was will Er? —

Wilhelm Groll. Meinen unschuldig angeklagten Vater vertheidigen helfen.

Baron. (Mit verächtlichem Blikke) Oder ihn durch eigne Verbrechen noch tiefer ins Unglük stürzen?

Wilhelm Groll. Herr Baron, solche Anzüglichkeiten muß ich mir verbitten! — Sie können nicht Richter und Ankläger zugleich seyn! —

Baron. (Zum Obervogt) Sollte man doch glauben, dieser dreiste Mensch da habe das beste Gewissen von der Welt! —

Obervogt. (Kriechend) Ich bitte Euer hochfreiherrlichen Gnaden in unterthänigster Submission, Hochdieselben möchten das unbesonnene Betragen meines Sohnes gnädigst auf die Rechnung seiner Jugend sezzen.

Baron. Meinen Sie? — Nun ja, ein so schwacher Vater kann freilich nicht anders sprechen! — Uebrigens, Herr Obervogt, wäre es längst Pflicht für Sie gewesen, diesem entarteten Menschen Ihr Ohr zu so manchem Bubenstükke zu verschliessen! —

Obervogt. Euer hochfreiherrlichen Gnaden haben freilich ganz recht, allein...

Wilhelm Groll. (Einfallend) Beweise, mein Herr Baron, müssen da seyn, sonst sind wir Ihnen keine weitere Antwort schuldig.

Baron. Ha, ha! — Als ob es etwa an diesen fehlte! — doch zur Sache! — Sie werden wissen, Herr Obervogt, daß Sie mit Ihrem Sohne von meinen Unterthanen schwer angeklagt sind?

Obervogt. (Mit einem tiefen Bükling) Richtig, ich weiß es, Euer hochfreiherrlichen Gnaden, ich weiß es, aber ich hoffe dabei unterthänigst auf Hochderoselben bekannte Gerechtigkeitsliebe.

Baron. Die ich dem Geringsten meiner Unterthanen so gut als Ihnen schuldig bin. Genug, Herr Obervogt, meine Bauren beschuldigen Sie laut dieser Klagpunkte (die ihm vorgelesen werden) des Druks, der Härte und des schändlichsten Eigennuzzes; was haben Sie hierauf zu antworten? —

Wilhelm Groll. (Dreist) Weiter nichts, als daß Ihre Bauern ungenügsame Kanaillen sind! —

Baron. Ist dies auch Ihre Meinung, Herr Obervogt? —

Obervogt. Ja freilich, ja freilich, Euer hochfreiherrlichen Gnaden, ich billige stillschweigend alles, was mein Wilhelm, dem es Gott sei Dank! nicht an Judizium fehlt, einzuwenden die unterthänigste Ehre haben darf.

Baron. Wirklich? — Ei, Sie sezzen ja noch immer recht viel Zutrauen in Ihren Sohn! —

Was sagen Sie aber dazu, daß er von zwei meiner Bauern grosse Summen Geld entlehnte, ohne es wieder zurük zu geben.

Obervogt. (Zukt die Achseln.)

Baron. Was sagen Sie dazu, daß er eben diesen Bauern mit stärkern Auflagen und Stokprügeln drohte, als sie ihm das Geld zurük forderten? —

Wilhelm Groll. Sind Scheine für das Geld da, Herr Baron? — Ausser dem erkläre ich alles für Verläumdung! —

Baron. (Rasch) Wohlweise hast du den armen Leuten keine Scheine gegeben, Bube! — Sie rechneten auf deine Ehrlichkeit, und gaben zum Theil auch aus Furcht; aber ein Eid in die Seele so braver Männer geschworen, ist wohl mehr werth, als hundert Scheine von dir, du Nichtswürdiger.

Obervogt. Ach, ich bitte Euer Hochfreiherrlichen Gnaden in unterthänigster Devotion, sich nicht so zu alteriren; Dero schäzbare Gesundheit leidet ja darunter. Und alldieweilen...

Baron. Still, Herr Obervogt, wer könnte bei solchen Schandthaten auch kalt bleiben! — Aus Schonung für Ihr Alter, und aus Mitleiden für Ihre Schwäche, mit der Sie sich schon so lange von diesem Bösewicht mißbrauchen liessen,

wollt' ich ihn unverhört in seiner Verbannung lassen, wohin ihn die gerechte Rache meiner Unterthanen trieb. Nun er sich aber selbst herzudrang, so mag er auch mit Ihnen die Folgen seiner Verbrechen tragen! —

Wilhelm Groll. (Immer dreister) Ganz gut, mein Herr Baron, ich werde mich im Angesicht der Kläger zu reinigen wissen; aber Ihr ganzes aufgeblasenes Ansehen, und selbst das karge Stükchen Brod meines Vaters soll mich dann nicht an der ausgesonnensten Rache hindern, wenn Sie gegen Recht und Billigkeit sprechen!

Baron. (Klingelt) Gerichtsdiener, nehmt diesen Menschen in Verwahrung, und Sie, Herr Obervogt, begleiten ihn! — (Pause — der Baron Klingelt wieder) Die Pfarrerinn Ewald soll herein kommen.

Baron. Pfarrerin Ewald.

Baron. Madam es thut mir leid, Sie auf diese Art in Verlegenheit sezzen zu müssen; allein da Sie sich und Ihren Stand durch das unwürdigste Betragen selbst so weit vergassen, so...

Pfarrerin. (Schnippisch) Wie gut der Herr Baron die schöne Kunst verstehen, mich mit der gröbsten Höflichkeit zu quälen, weiß ich lange.

Baron. Haben Sie die Güte, Frau Pfarrerinn,

mir auf folgende Punkten, ohne Geſchrei, kurz und beſtimmt zu antworten.

Pfarrerin. Warum nicht gar! Den will ich doch ſehen, der mich zu ſo was zwingen kann! —

Baron. Frau Pfarrerin, ich rathe Ihnen zu antworten, oder es giebt ſchärfere Mittel.

Pfarrerin. (Weint aus Aerger) Bei Menſchengedenken iſt es nicht erhört worden, daß man eine Frau von meinem Stande ſo niederträchtig behandelte! — Warum fordern Sie meinen Mann nicht zum Richterſtuhl? er gehört hieher.

Baron. Da irren Sie ſich, Frau Pfarrerin, Ihr Mann bekümmert ſich leider das ganze Jahr nicht um das, was Sie thun; er kann alſo auch nicht darauf antworten, ob er gleich um ſeiner Blindheit willen die Strafe wird mit tragen müſſen. — Aber laſſen Sie uns zur Sache kommen! — Sie kennen doch den Sohn unſers Obervogts, oder den ſogenannten hagern Wilhelm! —

Pfarrerin. Das verſteht ſich, daß ich ihn kenne; aber nicht genau.

Baron. Hat er Sie in meiner Abweſenheit oft beſucht? —

Pfarrerin. Ei! Dann würde ich ihn freilich genauer kennen.

Baron. Hatten Sie niemals heimliche Unterredungen mit ihm?

Pfarrerin. Seht doch! — Es kann Ihnen unmöglich unbekannt seyn, daß ich weit und breit den Ruf als ein treues Eheweib habe!

Baron. O daran wird in Ihrem Alter doch wohl niemand mehr zweifeln.

Pfarrerin. (Erbittert) Was geht Sie mein Alter an? Ich habe noch nie nach dem Ihrigen gefragt! —

Baron. Frau Pfarrerin, ich bitte Sie zum lezten male: seyen Sie ruhig, und geben Sie mir bescheidene Antworten! — Haben Sie von der grossen Summe Geld nichts gewußt, die eben dieser ehrlose Mensch bei zwei meiner Bauern entlehnte? —

Pfarrerin. Nein! —

Baron. Sind Sie von den Bauern nicht oft angesprochen worden, bei ihm um Schonung zu bitten?

Pfarrerin. Was gieng mich dies an! —

Baron. Haben Sie von ihnen nicht allerlei Eßwaaren, nebst Flachs, Hanf, und dergleichen Dinge zum Geschenke erhalten?

Pfarrerin. Ich hatte hierin das Glük, das alle beliebte Landpfarrerinen haben.

Baron. So! — Sahen Sie nie, daß Ihre

Tochter den Bauernweibern geradezu Butter und Eier aus dem Korbe forderte, wenn sie damit auf den Markt wollten? —

Pfarrerin. Das ist die abscheulichste Lüge, die ich je gehört habe! —

Baron. Waren nicht Sie es, die den Obervogt zu den schröklichsten Bedrükkungen mit bereden half? —

Pfarrerin. Hm, als ob ich mich je in die Haushaltung anderer gemischt hätte!

Baron. Dies wird sich zeigen! — Halfen Sie nicht auch den hagern Wilhelm wegbefördern, als die Bauern auf ihn losstürmten?

Pfarrerin. Eine überflüßige Frage, er gieng von selbst gerne! —

Baron. Wer hat den Herrn Pfarrer aufgestiftet, auf der Kanzel noch über alles dies gegen meine armen gedrükten Unterthanen loszudonnern? —

Pfarrerin. Das eigne Gewissen, so fern er einst dem Herrn wird Rechenschaft geben müssen, für seine verirrten Schäflein.

Baron. War zwischen Ihrer Tochter und dem Sohne des Obervogts nicht eine Heurath im Werke?

Pfarrerin. (lacht spöttisch) Er wird doch nicht hundert Mädchen freien wollen; die ganze Welt

weiß ja, daß er in die berühmte Tugendheldin Luiſe Walling verliebt iſt.

Baron. (Stutzt) In Luiſe Walling? — (Gefaßter) Was Sie mir da nicht ſagen! — Haben Sie mit dem hagern Wilhelm ſeither nicht fleißig Briefe gewechſelt?

Pfarrerin. Dies geht andre Leute nichts an! —

Baron. Haben Sie zu Ihrer Vertheidigung ſonſt noch was anzubringen? —

Pfarrerin. Meine Unſchuld bedarf keiner Vertheidigung, aber hier ſind gegen die vortrefliche Haushälterin Luiſe und ihren eben ſo nachläßigen Oheim noch einige wichtige Klagepunkte! — (Sie übergiebt ihm eine Schrift.)

Baron. (Nachdem er ſie geleſen hat) Das iſt doch ſonderbar, Frau Pfarrerin! Sagten Sie doch vorhin, Sie miſchten ſich nicht in die Haushaltung andrer? — Können Sie übrigens alles, was da ſteht, beweiſen? —

Pfarrerin. Das verſteht ſich; ich wage mich nirgends hinein, wo ich nicht auch wieder mit Ehren herauszukommen weiß.

Baron. (Klingelt) Der alte Verwalter und ſeine Nichte, überhaupt alle, die zum Verhör da ſeyn müſſen, ſollen herein kommen. — — (Für ſich) Gute Luiſe, man ſucht dich auf jede

Art anzuschwärzen, und doch scheinst du ein edles Weib zu seyn! —

Alle treten ein. Der Baron heißt den alten Verwalter und seine Nichte sizzen, die Pfarrerin sezt sich ungeheissen.

Baron. Euch allen, meine Kinder, muß die traurige Ursache bekannt seyn, warum wir heute beisammen siud! — Es thut meinem Vaterherzen wehe, die Guten um der Bösen willen in Schrekken zu sezzen; aber ich bin diese Strenge der Gerechtigkeit schuldig; wer denn ein gutes Gewissen hat, darf nicht zittern. (Zu den Bauern) Sagt mir doch, liebe Unterthanen, seid ihr noch immer der Meinung, daß der Obervogt und sein Sohn mit Hilfe der Pfarrerin euch auf jede Art widerrechtlich gedrükt haben? —

Pfarrerin. (Auffahrend) Man lasse mich aus der Sache, sonst. . . :

Baron. Stille! — Es unterstehe sich Niemand, ungefragt zu sprechen! — — Nun, seid ihr noch immer der Meinung?

Bauern. Ja, gnädiger Herr!

Baron. In was bestanden denn die Bedrükkungen?

Bauern. In den gewissenlosesten Auflagen! —

Baron. Und in was mehr? —

Der älteste Bauer. Mir und meinem Schwa-

ger hat des Obervogts Sohn drei tausend Gulden Geld abgeborgt, und als wir es ganz höflich zurükforderten, zog er uns erst lange auf, und endlich drohte er uns gar mit stärkern Abgaben oder Prügeln. Die erstern sind erfolgt, und die leztern standen uns noch zu gewarten, wenn Sie, gnädiger Herr, nicht gekommen wären.

Wilhelm Groll. Mensch, du lügst! —

Baron. Ich gebiete Ihm Ruhe! Habt ihr für die ihm geliehene Summe einen Schein? —

Bauer. Nein, den haben wir nicht; aber da Nachbar Michel war zugegen, als wir ihm die Summe einhändigten.

Baron. (Zu Michel) Ist das wahr? —

Michel. Ja, meiner Seel, gnädiger Herr, es ist wahr;

Wilhelm Groll. Herr Baron, der Bursche kann bestochen seyn! —

Michel. Was Mord Saper . . . ich bestochen? Ich bestochen? Wäre ich nur nicht hier, diese Lüge sollte dem Milchbreigesichte da theuer zu stehen kommen! —

Baron. Stille, ihr Leute, hier ist der Ort nicht so mit einander zu sprechen.

Michel. Ja wohl, gnädiger Herr; allein wer wird auch so ganz an sich halten können, wenn

ein solcher Erz . . . einen andern das schimpft, was er selbst ist!

Baron. Unter welchem Vorwand ist die Geldsumme ausgeliehen worden? —

Michel. Er habe an die Frau Pfarrerin eine Schuld zu zahlen.

Pfarrerin. (Halb wüthend) Kerl! —

Baron. (Drohend) Madam! — — (Zu Michel) Habt ihr nie erfahren können, wo der junge Mensch mit dem Geld hingekommen ist, und auf was Art er es untergebracht hat?

Michel. Poz Saperlot, gnädiger Herr, dies weiß ja jedes Kind auf der Strasse, daß er hoch spielt, immer spazieren fährt, der Frau Pfarrerin oft die kostbarsten Geschenke macht, und sonst noch so mancherlei Geschlampampes treibt.

Obervogt. Dürfte ich mich erkühnen, Euer hochfreyherrlichen Gnaden einzuwenden, daß es der bösen Leute gar viele giebt, die meinem Sohne jedes unschuldige Vergnügen mißgönnen.

Baron. Sie sind wohl der einzige, der dies glaubt! — Sagt mir doch, Michel, um wie viel höher seid ihr in diesem Jahre bei den Abgaben angelegt worden? —

Michel. Ach daß Gott im Himmel erbarm,

gerade dreymal so hoch als sonst, und wenn es nur noch bei dem geblieben wäre! —

Baron. Wie so? —

Michel. Wenns dem jungen Herrn dort, oder der Frau Pfarrerin einfiel, spazieren zu fahren, so nahm man uns die Pferde vom Pflug weg. Eben so gewissenlos zwang man uns dem Obervogt und der Pfarrerin Frohndienste zu leisten, und unsere Weiber konnten nicht mehr sicher auf den Markt gehen, ohne daß man ihnen alles abforderte, was sie dahin tragen wollten. Oder ist dies nicht alles buchstäblich wahr, ihr Kameraden? —

Alle Bauern. (Schreien) Ja freilich ist es wahr?

Baron. Wenn ihr nun aber dies alles mit einem körperlichen Eide bestättigen müßtet?

Bauern. So könnens wirs, gnädiger Herr, ohne unser Gewissen im geringsten zu verlezzen.

Baron. Herr Obervogt, wollen Sie es mit Ihrem Sohne darauf ankommen lassen? — Und Sie auch, Frau Pfarrerin? Ich dächte . . .

Wilhelm Groll. (Einfallend) Ohne weiters, wir lassen es darauf ankommen!

Baron. Bedenk' Er sich wohl, junger Mensch, das Urtheil wird dann um desto strenger ausfallen! —

Wilhelm Groll. (Boshaft) Als ob Sie sonst im Sinne hätten, uns zu schonen! —

Baron. (Rasch) Undankbarer Bube, bald ist meine Geduld erschöpft! — Doch, wer gesündigt hat, mag auch dafür büssen! — (Zu den Bauern) Noch einmal, meine lieben Unterthanen, frag ich euch, wollt Ihr auf alle diese Punkte hier einen Eid schwören? —

Bauern. Ja wir wollen! —

Baron. Bedenket aber wohl, was ihr euch mit einem falschen Eide für eine Verantwortung vor dem Richterstuhl Gottes einst zuziehet!

Bauern. Wir haben es bedacht, und wollen schwören! —

Baron. Mit gutem Gewissen schwören? —

Bauern. Mit gutem Gewissen, so wahr Gott lebt! —

Baron. (Nach einer Pause) Gut? ich entlasse euch des Eides, und weiß nun schon, woran ich bin! — — (Er winkt den Bauern, sich zu entfernen) Nun haben wir ja noch eine Partie vorzunehmen. Frau Pfarrerin Ewald, gegen Luise Walling und ihren Oheim. (Zu Luise) Madam, Sie wissen vielleicht noch nicht, daß diese Dame da, Sie und Ihren Oheim der schlechten Haushaltung wegen anklagte? —

Luiſe Walling. Nein, Herr Baron, dies wußte ich nicht, aber geahndet hab ich es lange! —

Baron. Aus welchen Gründen? —

Luiſe W. Weil der Herr Obervogt meinem guten Oheim lezthin plözlich die Rechnungen abfordern wollte.

Baron. Iſt dies dann geſchehen? —

Luiſe W. Nicht eben im Augenblik, aber doch bald darnach.

Baron. Das wäre! Und wie fanden Sie die Rechnung, Herr Obervogt? —

Obervogt. Euer Hochfreiherrlichen Gnaden, ſo — ſo! —

Baron. (Raſch) Ich will eine beſtimmte Antwort haben! —

Obervogt. (Erſchrokken) Unterthänigſt aufzuwarten, Euer Hochfreiherrlichen Gnaden, die Rechnung war ganz richtig.

Wilhelm Groll. O ja, bis auf den Punkt, daß bei einer beſſern Wirthſchaft um einige hundert Gulden mehr hätte erſpart werden können.

Baron. Und Er hat noch die Stirne, vom Sparen zu ſprechen? — O was gibt es doch für Menſchen! — Sagen Sie mir übrigens, Frau Pfarrerin, ob Sie Ihre Klage gegen Luiſe Walling mit Zeugen beweiſen können? —

Pfarrerin. Ja wohl kann ich das; verhören Sie nur dort jene dikke Dirne und den Hausknecht.

Baron. (Zur Dirne) Du willst also gegen deine eigne Gebieterin zeugen? —

Dirne. Ja.

Baron. (Zum Knecht) Und auch du? —

Knecht. Ja.

Baron. Herr Gerichtschreiber, lesen Sie doch einmal die Klagepunkte laut vor, damit diese Leute hören, was sie bezeugen wollen.

Baron. (Zu den vorigen:) Habt Ihr nun alles verstanden? —

Dirne und Knecht. Ja!

Baron. Wollen diese Leute dort (er deutet auf die übrige Dienerschaft) auch gegen Luise Walling zeugen helfen? —

Alle. Ja!

Baron. Auch dann, wenn ich einen Eid von euch fordere? —

Alle. Ja!

Baron. Ueberlegt es wohl, Kinder, es gibt einst einen grossen allgemeinen Gerichtstag, an welchem alles wird offenbar werden. Könnet ihrs darauf ankommen lassen?

Dirne und Hausknecht. Ja, gnädiger Herr, wir könnens darauf ankommen lassen.

Baron. Nun denn! — Gerichtsdiener, bringt Lichter und das schwarze Tuch herein.

Ein junges Mädchen. (Tritt hervor und fällt auf die Knie) Gnädiger Herr, ich bitte Sie um Gotteswillen, lassen Sie uns nicht schwören, sonst sind wir alle verdammt! —

Baron. (Ernsthaft) Ihr müßt jezt schwören!

Mädchen. Ach Herr Jesus, wir wären ja alle verloren! — Lassen Sie uns um Gotteswillen nicht schwören, ich will gern alles sagen, was ich weiß.

Baron. Nun so rede, was weißt du denn?

Mädchen. Daß die Hausmagd und der Knecht schon oft zu allen gesagt haben, sie bekämen von der Frau Pfarrerin bloß darum so viel Geld, damit sie auf unsere gute Madam hier recht tüchtig lügen.

Baron. Wie teuflisch! — Hat man dich und die andern auch bestochen?

Mädchen. (Zitternd) Leider ja! —

Baron (Zur Magd und zum Knecht) Ist es wahr, was dies Mädchen sagt? —

Magd und Knecht. (Fallen auf die Knie) O gnädiger Herr, erbarmen Sie sich unser! —

Baron. (Im höchsten Zorn) Aus meinen Augen mit diesen bestochenen Kreaturen! — (Alle Dienstleute treten ab) Entdekt wäre also jezt das gan-

ze Komplot, ihr niederträchtigen Seelen! — Die eine Partie wollte mit der untrüglichsten Zuversicht eines guten Gewissens auf eure Schandthaten hinschwören, und die andere wurde vom Gewissen zum Geständniß gezwungen. (Mit einem Blikke voll Verachtung) Ich könnte euch zwar zwingen, diesem ehrlichen alten Manne und seiner braven Nichte kniefällig abzubitten, aber es würde sie nur entehren! — Damit euch aber nie wieder die Lust ankömmt, in meinen Mauern so schändliche Komplote auszuhekken, so mögt ihr die Natterbrut an einem andern Orte fortpflanzen. Sie, Herr Obervogt, verlassen, so bald Sie die Bauern bezahlt haben, meinen Dienst, und sezzen sich mit einem kleinen Gehalt auf eines meiner entferntesten Dörfer. Ihr ungerathener Sohn hingegen sei auf ewig aus meinen Gütern verbannt! — Und Sie, meine fromme Frau Pfarrerin, sagen unterdessen Ihrem Manne, daß er mit Ihnen in Zeit einem halben Jahre ebenfalls auf eines meiner entferntern Dörfer ziehen, und seine Besoldung mit einem Vikar theilen müsse, von dem ich die Pfarre werde besorgen lassen. Dort mögen Sie unter Menschen, die Sie hassen, Ihr verdientes Los tragen! —

Pfarrerin. (Auſſer ſich) Herr Baron, Sie ſind ein harter . . . .

Baron. Keine Einwendungen, Madam! — Sie hätten zum abſchröckenden Beyſpiel für boshafte, ſchwazſüchtige, verleumderiſche, ſchmuzig geizige Weiber eine weit ſtrengere Strafe verdient, wenn ich das übrige nicht dem höchſten Richter überlaſſen wollte, deſſen Namen Sie immer ſo frevelhaft im Munde führen! — (Reicht Luiſen und ihrem Oheim die Hand) Kommen Sie, meine edlen Freunde, daß ich Sie für die unſchuldigen Leiden mit meiner ewigen Achtung ſchadlos halte! —

Eilfter Brief.

An Wilhelm Groll.

Scharrenthal, am . . .

O mein Hochzuverehrender Herr Vetter Wilhelm, noch immer bin ich über den Schlag, der uns traf, auſſer mir! — Der Satan in der Hölle hatte recht ſein Spiel mit uns! — Ich glaubte den Sieg ſchon in unſern Händen, und dankte dem Herrn in ſtiller Demuth, als die verdammte Dirne hervortrat, und alles verrieth. — Wie mag es erſt Ihnen geweſen ſeyn, weil ſich überdies dero Herr Papa bei der ganzen Sache ſo

äuſſerſt dumm betragen hat? Er hätte allem eine andere Wendung geben können; nun muß er aber wie billig, auch mit tragen. Welch ein Triumph für die hochmüthige Luiſe! —

Sie werden es übrigens wohl ſelbſt bemerkt haben, wie ſterblich der Baron in ſie verliebt iſt. Nur Geduld, der Spaß ſoll ihm zu ſeiner Zeit bis auf die Hefen vergällt werden. Vetter Wilhelm, es bleibt bey unſerm Schwur, Ruhe darf ihnen bei meinem noch kurzen Aufenthalt in Scharrenthal keine zu Theil werden. Ich bin nur noch nicht mit mir einig, wie wir die Sache klüger anfangen als ehedeſſen, und erwarte ihre Meinung darüber.

Haben Sie denn aus Luiſens Vaterſtadt noch keine Nachrichten? — Ich möchte von daher doch gar zu gerne Stoff zu recht angreifenden Pillen für den Baron erhalten. Und was fangen nun Sie an? — Es wäre am beſten, wenn Sie ſich unter dieſen Umſtänden auſſer Land um eine gute Verſorgung umſähen, daß doch meine Tochter gewiſſen Leuten zum Troz noch unter die Haube käme. Für uns iſt mir gar nicht bange, ich will ſchon noch Wege finden, meinen Alten anderswo mit beſſerer Beſoldung unterzubringen; dann mag der Baron ſeine halbe Beſoldung nehmen, und ſie der zärtlich geliebten Luiſe einſt im Alter, wo ſie des Buhlens

satt sind, zum Gnadengehalt hingeben. Fügen Sie sich unterdessen in Ihr Schikſal, es wartet noch eine gute Aussteuer auf Sie von Ihrer getreuen Freundin und Dienerin

Pfarrerin Ewald.

Zwölfter Brief.

An Pfarrerin Ewald.

Lustheim, am . . .

Ha, ha, liebes, trautes Mamachen, kann ich doch vor Lachen kaum zu Athem kommen! — Wer glauben Sie wohl, daß die vornehme, preziöse Luiſe ist? — Eine bankrotierte Kaufmannstochter, und sonst weiter nichts! Ihr Vater dient als lezter Buchhalter in einem fremden Komptoir zu Hornburg. Der arme Wicht gab dem lieblichen Töchterchen auf Kosten der leichtgläubigen Kreditoren eine galante Erziehung, verheurathete sie an den ersten Buchhalter, und als dieser kurz darauf starb, da zerfiel die Handlung. Nun ist leicht zu errathen, wohin bis jezt des Barons Gelder wandern mußten? — Eine geringe Besoldung und ein mitleidiges empfindsames Töchterchen, die den bettelarmen Vater nicht kann hungern lassen, das übrige läßt sich errathen. Dies hätten wir früher wissen sollen, Mamachen, gewiß würde uns manches

Päkchen Geld in die Hände gefallen seyn. Sprengen Sie diese Nachricht in Scharrenthal nur recht aus, macht sie auf den Baron keinen Eindruk, so macht sie doch einen auf die Untergebnen, und die Dame Luise mag sich schämen, sich dort für mehr ausgegeben zu haben, als sie ist.

Lassen Sie, trautes Mamachen, die Liebschaft zwischen ihm und ihr nur recht reif werden; es finden sich dann schon noch Wege, sie zu verbittern. Wenn der Baron einst hört, daß seine Dame schon überall herum geliebet hat, und auch sie erfährt, daß er in der grossen Welt mit lebte, so wird sie die gegenseitige Eifersucht schon von selbst martern. Den ganzen Gang, den wir zu gehen haben, muß der Zufall entwikkeln. Diese übermüthigen Geschöpfe sollen und müssen endlich noch gedemüthigt werden.

Was der hochmüthige Baron sich beim Verhör für ein barsches Ansehen gab! Ich hätte an meines Vaters Stelle seyn sollen, andere Dinge wollte ich ihm gesagt haben. Merkten Sie denn nicht, Mamachen, daß unter dem Völkchen unser Sturz schon lange ausgemacht war? — Das Verhör war bloß zum Schein, um uns desto bequemer beschimpfen zu können. Zum Glükke, daß mich am Ende die Gerichtsdiener zurükhielten, lebendig wäre der

Baron und seine Donna nicht aus dem Zimmer gekommen. Es that mir nur wehe, daß ich von Ihnen, liebe Mamachen, in der Konfussion keinen Abschied mehr nehmen konnte. Sie sahen aus wie eine Leiche, und ich schäumte vor Wuth! — Jezt bin ich ruhiger, aber ungerochen kann ich es nie ganz werden! —

Freilich suche ich eine Stelle im Ausland zu bekommen, da hier mein ganzes Schikſal ohnehin auch schon bekannt ist, und ich das Hohngelächter nicht länger ertragen will; kurz Mamachen, ich gedenke bald die hübsche Aussteuer sammt der lieben Jungfer Tochter abholen zu können. Versäumen Sie aber indessen doch ja keine Gelegenheit, meine Rache gegen gewisse Leute ausüben zu helfen! — Mit dieser Hoffnung tröstet sich Dero ewig bereitwilliger

Verehrer und Freund
Wilhelm Groll.

Dreizehnter Brief.

An Sophie Silberhorn.

Scharrenthal, am . . .

Alles, liebe gute Sophie, hat in kurzer Zeit hier eine andere Wendung genommen! Die Unterdrükkungen der armen Bauern sind entdekt, bewiesen, und die abscheulichste Kabale gegen mich ist ganz entlarvt worden. Der Baron kam früher hier an, als man glaubte, und betrug sich bei dem Komplot so fest und edel, so gerecht und schonend, daß ich ihn nicht genug bewundern konnte. Mir war bei dem Verhör unaussprechlich bange; zwar nicht für mich, aber für jene, die unter der fürchterlichsten Gewissensangst im Begriff standen, von ihren Schandthaten überwiesen zu werden. Der hagere Wilhelm und die Pfarrerin, behielten übrigens bis zum lezten Augenblik ihrer Verurtheilung die alte dreiste Mine bei. Nur die bestochnen Dienstleute, die mich als schlechte Haushälterin anklagten, wurden, noch ehe es zum Eide kam, vom Gewissen aufgeschrökt.

Die armen durch lokkendes Geld verführten Leute dauern mich unendlich, und ich hoffe es bei

dem Baron doch noch dahin zu bringen, daß er sie nicht völlig brodlos macht. Aber für die beiden verurtheilten Familien darf ich bei ihm keinen bittenden Laut wagen, dies verbat er sich sogleich ausdrüklich. In einem halben Jahre müßen meine Feinde nun mit geschmälerter Besoldung auf entferntere Dörfer ziehen, und der hagere Wilhelm bleibt zum Glükke für die Unterthanen auf ewig aus seinem Vaterlande verbannt. So hat es der Baron beschlossen. —

Die Wuth der Pfarrerin soll jezt jeden Begriff übersteigen. Es läßt sich auch wohl glauben, wenn man ihrem schiefen Ehrgeiz und den schmuzzigen Eigennuz betrachtet. Eine solche Demüthigung hat sie freilich nicht erwartet, die sie nun bloß auf meine Rechnung schreibt, ob sie schon ganz allein in ihrem eignen Betragen liegt. Von meiner Seite ist ihr übrigens alles verziehen, doch fürchte ich dieses intriguante Weib jezt mehr als je. Denn wie sie mich sonst öffentlich verfolgte, so wird sie jezt, von der gränzenlosesten Rache entflammt, vielleicht auf versteckten Wegen meine Ruhe zu stören suchen.

Einen Streich hat mir diese Brut wirklich schon wieder versezt, der aber, so viel ich merke, beim Baron ohne Wirkung blieb. Gott weiß, auf wel-

che Art sie meines Vaters Schikſal und unſere ganze häusliche Lage entdekten. Hier iſt es nun bloß durch sie Jedermann bekannt, daß mein armer Vater in einem Komptoir dient, und ich mein ganzes Vermögen verloren habe. Man darf es zwar wohl wiſſen, nur wünſchte ich, daß die boshafte Pfarrerin ihre giftigen Anmerkungen wegließe, mit denen sie so gerne meinen guten Ruf beflekken möchte.

Wie froh bin ich übrigens, daß der Baron, in deſſen Augen ich nicht gerne verlieren möchte, einen ſelbſtſtändigen Karakter beſizt. Noch kenne ich ihn zwar nicht ganz; doch ſcheint es mir, daß ſein Karakter durch Erfahrung und Nachdenken ſich läuterte und die nöthige Feſtigkeit erhielt. Ein Bißchen Spleen verdunkelt ihn zwar bisweilen; allein er macht ihn weder ungerecht noch Menſchenſcheu. Wir haben unterdeſſen über die gewöhnliche Karakterloſigkeit der Menſchen ſchon ſo manches Viertelſtündchen mit einander verplaudert. Er haßt, wie ich, nichts mehr als ſchwankenden Knabenſinn, und ich glaube, man hat einen ſehr treuen Freund an ihm. Was er überhaupt einmal ſchäzt, davon hält es ſehr ſchwer, ihm eine gleichgültige Meinung beizubringen. In der That, liebe Sophie, der Baron beſizt Vorzüge des Geiſtes und Herzens, die man bei Män-

nern von seinem Stande gern doppelt schön und herrlich finden möchte. Es freut mich immer, wenn er uns recht oft besucht; er ist so traulich und offen im Umgange. Ach, was sich da in ländlicher Stille nicht so vergnügt plaudern läßt! Erst jezt bin ich gerne in Scharrenthal, und gönnt er mir noch einst seine Freundschaft, dann ... ist niemand glüklicher, als deine

Luise Walling.

Vierzehnter Brief.

An Sophie Silberhorn.

Scharrenthal, am ...

Hoch sei es dir jezt auf ewig geschworen, liebe Sophie, daß ich in meinem ganzen Leben Niemand mehr nach dem blossen Scheine loben will! — Ich bin eine saubere Menschenkennerin; das Herz läuft meinem Kopfe eben noch immer vor, und wenn ich dann genauer sehe, so finde ich, wie Handlungen und Worte so äusserst kontrastiren. — Mit welchem blinden Zutrauen ich dir lezthin von dem guten Karakter des Barons schrieb, wie ich so leichtgläubig über seine Karakterfestigkeit deklamierte, wie ich so voll Zutrauen dem grossen Haufen nachbetete, der ihn nur nach der Glanzseite beur-

theilt! Beschämt und bis ins Innerste erschüttert, muß ich dir nun von ihm gerade das Gegentheil melden. —

Dieser so edel scheinende Mann, dem ich Wunder wie viel Festigkeit zutraute, den ich keines Meineids in der Freundschaft, geschweige in der Liebe, fähig zu seyn glaubte, hat ein armes von ihm verführtes Mädchen, wie der elendeste Wollüstling, vor Kummer an seiner Thüre sterben lassen! — Ihr Kind, ein Knabe von vier Jahren, mußte ihn erst mit Thränen bitten, sich der verzweiflungsvollen Mutter anzunehmen, und wenigstens für ihr Begräbniß und sein Unterkommen zu sorgen! — Erst nach langem Bedenken gab er ihr einige Labung, ließ die Gemordete fein hübsch in der Stille begraben, und brachte den Jungen dann im Waisenhaus unter. Ist es möglich, daß man an dem eignen Blute fühlloser handeln kann, als dieser Elende handelte? —

O der Heuchler, wie er mich noch erst kurz so treuherzig versicherte, er habe seit dem Tode seiner Gattin keine Mädchenhand mehr berührt! — Umsonst sucht er nicht, diese schändliche Geschichte, von der jedes Kind sprechen kann, vor mir zu verbergen. Ich weiß aber schon alles, und daher leben wir jezt in einer äusserst unangenehmen Spannung, die von meiner Seite an heimliche Verachtung

gränzt, und schwerlich werden wir je wieder unsern sonst so traulichen Ton anstimmen. Ich weiche ihm auf jedem Schritte aus, sonst würde mich wahrscheinlich meine Offenherzigkeit hinreissen, ihm harte Wahrheiten zu sagen, welches am Ende meinem Oheim gefährlich werden dürfte. Die Pfarrerin macht sich über diese häßliche Entdekkung ungemein lustig, und lacht mir beinahe ins Gesicht. Das Weib hat, so wenig ich auch von ihr halte, ganz recht, daß dieser Elende aller noch so sehr widersprechenden Handlungen fähig sei.

Auf diese Weise also hat der heuchlerische Baron in der Welt draussen gelebt? — Mädchenverführung war seine Beschäftigung. — Nichts reut mich mehr, als daß ich auf des Knaben Jammergeschrei nicht selbst in Hof hinunter sprang; die Unglükliche hätte mir vor ihrem Tode sicher noch alles entdekt. Ich wollte mich nur nicht gleich zudringen, und als ich nachher kam, da war ihr Leichnam und der arme Knabe schon weggeschaft. Natürlich, daß der Baron sich über das Ganze bei mir mit keinem Wörtchen verlauten ließ! — Hätte er ein gutes Gewissen, wozu diese Zurükhaltung? — Leb wohl, gute Sophie, und vergnügter als deine

Luise Walling.

(Der Beschluß im lezten Hefte dieser Monatschrift.)

Folgende durch die neueste Zeitgeschichte sehr interessant gewordene Schriften, bieten wir, da sie vergessen scheinen, neuerdings zu folgenden heruntergesezten Preisen an:

Vollständige Geschichte der Revolution in Nord-Amerika, aus dem französ. des Hrn. de Soules, von Hrn. Prof. Hammerdörfer, in 2 Bände übersezt gr. 8 mit einer Karte, 1788. die bisher 3 Rth. kostete, forthin für 2 Rthlr.

Der Werth dieser Geschichte, wie deren Uebersezzung, ist von mehrern gelehrten Blättern rühmlich anerkant; und sie und Ramsays Geschichte eben dieser Revolution sind das einzig ausführliche Werk, das uns diesen Völkersturm in Nord-Amerika pragmatisch darstellt. Was aber Ramsays Nationsinteresse nicht gehörig berührte, darüber belehrt uns Soules desto offener.

Denkwürdigkeiten Maxim. von Bethüne, Herzogs von Sully, nach der neuesten und vollständigsten französischen Ausgabe übersezt, in 7 Bänden, 8. 783-786. statt 7 Rthlr. zu 4 Rthlr. 16 gr.

Der größte Theil der neuern Vorfälle in Frankreich sind als Begebenheit Folge vorhergegangener Begebenheiten. Kenner der Geschichte wissen schon längst wie wichtig in dieser Rüksicht Sullys Denkwürdigkeiten sind. Wegen ihrem allgemeinen historischen Werthe sind sie auch von Herrn Hofrath Schiller in die Sammlung historischer Memoires aufgenommen worden. Wir hoffen daher durch dieses unser Anerbieten dem für die Geschichte von Frankreich jezt so sehr interessierten Publikum keinen unangenehmen Dienst zu erzeigen.

Innhalt.

Seite

Fortsezzung und Beschluß der Geschichte Badi. von H. H. 3.

Adolf und Malchen oder die Heirath in der Wiege. v. Kr. 8.

Sie an ihn. v. Henriette B... 31

Die junge Wittwe. Eine Geschichte aus ihren Papieren gezogen. von M. Ehrmann. 32

Die Einsiedlerinn aus den Alpen.

Zur
Unterhaltung u. Belehrung
für
Deutschlands und Helvetiens
Töchter.

von
M. A. Ehrmann.

IV. Band. II. *Heft.*

1794.

Zürich.
bei Orell, Gesner, Füsli & Comp.

Korrespondenz.

Schon vor einiger Zeit erhielt ich von Breßlauer Frauenzimmern mehrere anonyme Briefe. Ich erbitte mir so bald als möglich ihre sichere Adresse um ihnen auch durch Briefe antworten zu können.

Marianne Ehrmann.

Ueber den ersten Eindruk, den Menschen auf Menschen machen.

An Friedrike L**. geb. St**.

Ich werde jene selige Stunde nie vergessen, die mich mit Ihnen, meine edle Freundin! das erstemal zusammenführte. Es war an einem schönen, herrlichen Sommerabend, an dem ich an der Seite meines lieben Weibes, meine einsame Hütte verließ, um, im Reihen meiner Lieben und Vertrauten, Trost und Freude zu suchen, und den Trübsinn zu verscheuchen, in der lange, mühsame Anstrengung des Geistes, und einige vereitelte Hofnungen, mein Herz gehüllt hatten. Aber o wie reichlich ward mir jedes vorhergegangene Leiden gelohnt! — Wie stand ich von Wonne durchdrungen, als wir an der Eke des kleinen Tannen-Wäldchens, an dem uns der Weg vorüber führte, von einem Kraise frohlokkender Freundinnen und Freunde überrascht wurden, die wir zum Theil Jahre lang nicht gesehen, und nirgends weniger als hier erwartet hatten? — Ich konnte nichts als sprachlos stille stehen, und staunen, über ein Glük, das meine Wünsche so weit über-

traf, und mir jeden zuvor erlittenen Verluſt ſo reichlich erſezte. Es ſtand lange an, bis es mir mein, ſo groſſer Wonne unterliegendes, Herz erlaubte, ihnen entgegen zu rufen: ſeyd mir gegrüßt, ſeelige Augenblikke des Wiederſehens!

Sie, meine Beſte! ſtanden damals ſtilleſchweigend auf der Seite, Ihren Arm um Beaten geſchlungen, und ſchienen ſich ruhig dem ſüſſen Gefühle zu überlaſſen, das über uns alle ergoſſen war. Ich vermochte es in jener Stimmung nicht mich Ihnen zu nähern. Das Glük, das ich bereits genoß, war ſchon zu groß, als daß mich hätte die Luſt anwandlen können, nach einem noch gröſſern zu ſtreben. Ich hieng mich an des biedern R — s Arm, und ſchüttete alles vor ihm aus, was mein Herz für ihn hatte. Aber meine Gattinn drang ſich vor allen andern Ihnen zu, — und noch war die Sonne nicht untergegangen, als auch von uns beiden jedes das im andern gefunden hatte, was es in ihm erwartete.

„Was es in ihm erwartete?„ — Nicht doch, werden und müſſen Sie ſagen, wenn Sie anders das Geſtändniß nicht mehr zurüknehmen wollen, das Sie mir am folgenden Tage ablegten, daß nämlich der erſte Eindruk, den ich auf Sie gemacht habe, nichts weniger als vortheilhaft für

mich gewesen sey, und daß Sie folglich von mir nichts, oder nur sehr wenig erwarten konnten.

Sie wissen daß dieß trauliche, naive Geständniß meine Eitelkeit nicht nur nicht beleidiget, sondern vielmehr mein Herz noch fester an das Ihrige gekettet hat. Ich konnte auch in der That nicht dadurch beleidigt werden, weil jener widrige Eindruk so bald verlöscht war, als die Umstände hinwegfielen, die ihn verursacht haben mochten, und weil Sie dann sogleich das Unrecht, das Sie mir erwiesen zu haben glaubten, mit einem Zutrauen, mit einer Anhänglichkeit, und mit einer Liebe gut zu machen suchten, deren ich mich noch immer für unwürdig halte, weil es scheint, daß die günstige Meinung, die Sie jezt von meinem Werthe nähren, nicht weniger unrichtig sey, als das ungünstige Urtheil, das Sie wenige Augenblike über mich fällen zu müssen glaubten. Doch hätten Sie mir dies kleine Unrecht auch nicht so reichlich vergolten, ich würde es Ihnen mit der nämlichen Bereitwilligkeit vergeben, weil ich fest überzeugt bin, daß der erste Eindruk, den ein Mensch auf den andern macht, höchst trüglich sey, und zu nichts weniger als zu einem Maasstabe seines Kopfes und seines Herzens tauge.

Hier wären wir also, bei aller Uebereinstim-

mung unſrer Grundſäze und Geſinnungen verſchiedener Meinung; denn Sie ſezten, ſo ich nicht wäre, zu jenem Geſtändniſſe noch die Bemerkung hinzu, daß Sie von den erſten Eindrükken ſehr viel halten. Sie wollten damit ohne Zweifel ſagen, daß Sie glauben, daß die Geſtalt, worunter ſich andere Ihnen zuerſt darſtellen, zu einem entſcheidenden Urtheil über ihren Karakter berechtige, und daß dieſes Urtheil in den meiſten Fällen richtig und treffend ſey. Ihre Meinung iſt alſo, wie Sie ſehen, das gerade Gegentheil der meinigen. Laſſen Sie mich's durch eine genauere Beleuchtung derſelben verſuchen, ob nicht auch hier eine Vereinigung unter uns möglich ſey. Zwar iſt die Rede nur von einer — Meinung, die aber in ihrer Anwendung von äuſſerſt wichtigen Folgen ſeyn kann; und ich möchte auch ſelbſt in Meinungen jede Disharmonie unter uns gehoben ſehen.

Es giebt allerdings gewiſſe Gegenſtände, die ſogleich bei ihrem erſten Anblikke ſehr richtig gewürdiget werden können, und über die ſogar oft gerade dasjenige Urtheil das treffendſte iſt, das wir, geleitet durch den erſten Eindruk, den ſie auf uns gemacht haben, fällen. Dieß ſind aber meiſtens ſolche, die die Merkmahle ihres Werthes ſo ausdrüklich an ſich tragen, daß es nur geſun-

der Sinnenwerkzeuge bedarf, um sie zu empfinden; oder Eigenschaften von Gegenständen, deren Werth blos aus der Art und Weise bestimmt wird, wie sie auf unser Gefühl würken. Wir können sogleich nach dem ersten Anblikke eines sinnlichen Gegenstandes angeben, ob er schön oder häßlich, anmuthig oder widrig, harmonisch oder disharmonisch, erhaben oder niedrig — sey; und meistens ist diese erste Bestimmung richtiger als ein nach tiefer Untersuchung, und sorgfältiger Zergliederung der Theile des vorliegenden Ganzen, über dasselbe gefällte Urtheil, weil es seiner Natur nach vor dem Tribunale des Gefühls gerichtet seyn muß, im leztern Falle aber vor das Tribunal der Vernunft gezogen wird, das mit einem ganz andern Maasstabe und auf eine ganz andere Weise mißt, als jenes.

Den Werth des Menschen kann uns aber die Empfindung allein unmöglich kennbar machen. Man verstehet unter diesem nicht die Form, in der er sich unsern Sinnen darstellt, nicht die symmetrische Verbindung seiner körperlichen Theile, nicht die Anmuth und Grazie seines Benehmens, überhaupt keinen Vorzug der bloß in seinem Aeus-

serlichen liegt. Wir suchen und finden alle in uns selbst und in andern noch etwas viel erhabeneres, das von der äussern Form unabhängig scheint, das uns unsern Rang über allen andern von uns gekannten Geschöpfen anweiset, das die Quelle und die Bedingung unsrer höchsten Güter und Vorzüge ist, und das — täuschen uns unsre angelegentlichsten Wünsche und Ahndungen nicht, — nie vergehen, sondern immer von einer Stuffe der Vollkommenheit zur andern empor steigen wird. Soll aber das Gewand nicht schäzbarer seyn, als der Körper, den es bedeket, soll das Kunststük des grossen Mahlers der Rahme nicht nachgesezt werden müssen, die es umschleußt, — so liegt gewiß auch der Werth des Menschen in jenem innern, vorzüglichen Theile seines Wesens, der sein eigentliches Ich ausmacht, und in der Art und Weise wie die Kräfte desselben thätig sind; — und es bleibt dabei, daß von jedem vernünftigen Richter der gröste Werth demjenigen zuerkannt werden muß, der sich mit dem anhaltendsten Fleisse, und mit der unerschütterlichsten Festigkeit bemüht, die Fähigkeiten des edlern Theiles seiner Natur immer mehr auszubilden, und sich dadurch zur Ausfüh-

rung der Absichten seines Schöpfers immer tüchtiger und bereitwilliger zu machen, — überhaupt demjenigen, den wir mit einem Worte den Tugendhaftesten nennen.

Ich bin es überzeugt, daß Sie, meine Freundinn! in Ansehung dieser Bestimmung vollkommen mit mir überein sind; aber, sezzen sie vielleicht hinzu, dieser eigentliche innere Werth des Menschen ist in seinem Aeussern zu deutlich abgedrükt, und durch Merkmahle bezeichnet, die zu bestimmt und zu karakteristisch sind, als daß von diesem nicht ein sicherer Schluß auf jene statt finden sollte. Diese Bemerkung, wenn sie in Ihrem Sinne gegründet wäre, gäbe Ihrem Grundsazze ein grosses Gewicht. Aber sie scheint noch vieler Einschränkungen und Berichtigungen zu bedürfen, die sich uns wohl von selbst darbieten, so bald wir sie, an der Hand der Erfahrung, einer genaueren Prüfung unterwerfen.

Zwar lehrt uns diese Erfahrung, daß der Körper und besonders die Bildung des Gesichts oft der treuste Ausdruk des Karakters sey, und daß Bewegung, Anstand und Manieren eben so oft, das in dem erstern angefangene Gemählde, zu

einer ziemlichen Vollendung bringen. Man weiß wie sich Adel, Kühnheit und Troz auf der Stirne, — Scharfsinn, Sanftmuth, Stolz und Frechheit in den Augen, — Liebe, Gefälligkeit und Unschuld auf dem Munde, — Entschlossenheit und Schwäche, Festigkeit und Leichtsinn, Geradheit und Tükke in dem Umrisse des Gesichtes abmahlen; — man kennt die welke Blässe des Wohllüstlings, die Blikke des Verführers, die Furchtsamkeit des Verräthers, die Geschmeidigkeit des Heuchlers, und die Zudringlichkeit des Argliſtigen; man kennt aber nicht weniger die Schlechtheit des Biedern, die Prätenſionsloſigkeit des Rechtschaffenen, die Blikke der Unschuld, die Zuversicht der Wahrheit, und die Ruhe der Religiösität. Aber all' diese Merkmahle des Karakters und der Gesinnungen ſind nichts weniger als allgemein gültig, und können selbst das geübteste Auge trügen. Erinnern Sie sich nicht solcher Beispiele von Menschen, deren wahrer Karakter das gerade Gegentheil dessen war, was die äussern Formen erwarten lieſſen? — Ich kenne das Laster in das täuschendste Gewand der Tugend gehüllt; und manchmal, ob gleich seltner, sah' ich die Tugend im Ge-

wande des Lasters verborgen. Ich sah in einem schönen Körper eine häßliche Seele wohnen; ich sah die Merkmale der Stärke mit der verächtlichsten Schwäche, die Merkmale des Widersinn mit der schändlichsten Schurkerey gepaart; — ich las auf mancher Stirne Adel und Würde, und in manchem Auge Sanftmuth und Unschuld, und das Herz des Mannes, dem die Natur diese Stirne und dieses Auge gegeben hatte, war voll Niederträchtigkeit und Schande, voll Stolz und Bosheit. Manchen sah ich auftretten, schlecht und schmuklos, wie die einfache Natur, und alles war nur Maske seiner Tükke; mancher schien die Prätensionslosigkeit selbst, und sein Herz war voll Stürmens, Treibens und Jagens, um statt des Glanzes, deß er unwerth war, fremden Schimmer zu borgen; mancher sprach mit einer Zuversicht, wie Paulus vor Agrippa gesprochen hatte, und doch sprach er eitel Lügen; mancher heuchelte eine Ruhe und eine Stille auf seinem Angesichte, wie sie nur die erhabenste Tugend zu geniessen scheint, und doch nährte er in dem nämlichen Augenblikke schwarze Anschläge gegen seiner Brüder Wohl. Ich habe Menschen gesehen, die in der Gestalt der Engel umher giengen; ich konnte mich kaum erwehren, sie auf dem öffentlichen Markte zu um

armen und zu küssen; aber bald sagten mir Zeugnisse, über allen Zweifel erhaben, daß sie Satane waren, die den Enkeln des Lichtes ihr Gewand geraubet hatten. — Doch für Täuschungen dieser Art ward ich durch entgegengesezte wieder entschädiget. Es begegneten mir Menschen, so trivial, so flach, so unbedeutend, daß ich sie kaum des Ansehens würdigte, und später kam ich zu der Ueberzeugung, daß sie unter die Zahl der Weisesten und Edelsten des Landes gehörten; — sie blikten scheu und furchtsam umher, und doch beschäftigte sich ihr Geist nur mit würdigen und grossen Zwekken; — sie schienen unzufrieden und kleinmüthig, und doch waren sie von allem Genusse der Tugend gesättigt, und unüberwindlich im Kampfe mit ihren Feinden, — sie schienen die Menschen zu verachten, und niemand war thätiger für ihr Bestes, als sie; sie schienen im Nebel des Aberglaubens zu wandeln, und niemand urtheilte über das, was für vernünftige Wesen das Wichtige ist, treffender als sie.

Wenn nun gleich diese Erfahrungen die Behauptung nicht gerade zu widerlegen, sondern vielmehr gewissermassen bestäthigen, daß das Aeussre des Menschen gewisse Merkmale des Innern enthalte; und daß das erstre eine Art von Nachbil-

dung des leztern sey, so beweisen sie doch das Unbestimmte und Zweydeutige jener Merkmale, und zeigen auf eine gewiß höchst zuverläßige Weise, daß der äussere Charakter des Menschen nicht immer dem innern entspreche. Oft scheint die Natur ein Zeichen angebracht zu haben, wo durch Uebung und Gewohnheit das Bezeichnete ausgerottet worden ist, und oft haben die leztern eine Gesinnung in dem Menschen befestiget, für die ihn die Natur, da sie nur einen leidenden Antheil daran nahm, kein Zeichen im Aeussern gegeben hat. — Wie die Gränzen oft äusserst unbestimmt sind, die die Tugend und das Laster von einander sondern, so fliessen auch oft die Merkmale von beyden dergestalt in einander, daß gewiß das scharfe und geübte Auge nirgends gefunden wird, das die Linie bestimmen könnte, auf der das eine aufhöret, und das andre anfängt, das z. B. den Charakter anzugeben wüßte, durch den sich das Zeichen der Kühnheit vom Zeichen des Trozzes, das Air des Selbstgefühls, vom Air des Uebermuths, die Miene der Klugheit von der Miene der Schalkheit, — unterscheidet. Und was nüzte auch die schärfste Gränzbestimmung, da uns noch die Menschen durch ihre Verstellung und Heucheley alles wieder verderben, in dem

ſie den äuſſern Schein der Tugend anziehen, um ſich eine Ehre und einen Beyfall zu erwerben, deſſen ſie nach dem Urtheile ihres eignen Herzens unwürdig ſind. Und man weiß, welch' eine hohe Vollkommenheit manche in dieſer heilloſen Kunſt der Nachahmung erlangt haben. Vielleicht iſt es das allerſchwerſte in der Gränzbeſtimmung von der die Rede war, die beſtimmten Unterſcheide zu bemerken, die die wahren und die erkünſtelten Zeichen des innern Werthes von einander ſöndern. Ich wenigſtens bin überzeugt, daß der gröſte Meiſter im Beobachten, immer noch einen gröſſern Meiſter in der Verſtellung finden wird.

Dieſe Unbeſtimmtheit und Unſicherheit der äuſſern Merkmale des wahren Menſchenwerthes nimmt Ihrer Meinung, meine edle Freundinn! den gröſten Theil ihres Gewichtes; und es ſcheint daß Sie ſich durch die Anwendung derſelben der Gefahr ausſezzen, zehenmal zu irren, bis Sie gleichſam der Zufall nur einmal zur Entdekkung der Wahrheit leitet. Ja dieſes Mißverhältniß dünkt mich wohl noch gröſſer, da unter uns vom erſten Eindrukke die Rede war, den Menſchen auf Menſchen machen. Wenn ein unbeſtimmtes Zeichen lange unterſucht, von allen Seiten betrachtet, auch wohl mit gewaffnetem Auge beobachtet wird, und

es bey alle dem doch noch äusserst schwierig ist, seine Gränzen zu finden, und seine wahre Bedeutung von jedem falschen Scheine zu unterscheiden, so ist es gewiß höchst unwahrscheinlich, diese Bedeutung gleich bey seinem ersten Anblikke zu treffen; und ein Resultat, das nur mit einem flüchtigen Blikke erhascht worden ist, da es doch die Natur der Sache, und unzähliche bei jener Weise mißlungene Versuche, auf einem weit längern und mühsamern Wege suchen heissen, kann nicht anders als sehr unsicher seyn.

Die Urtheile über den Werth der Menschen, auf einen so schwankenden Grund gestürzt, sind aber um so unzuverläßiger, je mehr wir, besonders wenn wir der Empfindung zu viel einräumen, bey denselben von unserm eigenen Charakter auf andere übertragen, und ihnen den nämlichen Geist und die nemlichen Grundsäzze andichten, nach denen wir selbst handeln. Zwar liefern uns die Merkmale des moralischen Werthes immer den ersten Stoff zu unserm Urtheile; aber in dem sich der Verstand anschikt ihn zu bearbeiten, hält ihm unsere eigene moralische Beschaffenheit einen Spiegel vor, in dem sich der besagte Stoff abbildet, und der ihm zugleich die Gründe, Triebfedern und Absichten der Gesinnungen und Handlungen

anderer, folglich gerade das, was bei der Sittlichkeit Hauptsache ist, darstellet. Deßwegen erscheinen andre Menschen gemeiniglich in dem Grade besser oder schlimmer vor uns, in dem wir das eine oder das andre selbst sind, weil wir die Vorstellung desjenigen, was uns von ihrer moralischen Beschaffenheit nicht in die Sinne fällt, nach unserm eignen Zustande formen. Dabei ahndet die Tugend überall nichts Böses, und freuet sich schon des Schimmers, der das scheinbare Gute eben so wohl, ja oft noch stärker von sich wirft, als das wahre; das Laster hingegen ist voller Argwohn und Mißtrauen, und findet sich durch die Voraussezzung geschmeichelt, daß seine Herrschaft allgemein sey, und daß sich der Tugendhafte bloß mit einer falschen Maske brüste. Sie werden es kaum läugnen können, meine edle Freundin! daß wir in dem Maasse tiefer in diese Täuschung fallen müssen, in dem wir, mit Hinwegweisung der zuverläßigern Merkmale des moralischen Werthes, uns an die schwankenden halten, und unser Urtheil von einem plözlichen Eindrukke bestimmen lassen, zu dem unsre Seele von dem Ihrigen desto mehr hinzu thut, je weniger sie von aussen empfängt. Man muß scharf beobachten, man muß mehrere Beobachtungen zusammen stellen

und unter einander vergleichen, man muß alles Fremde in denselben auszumachen suchen, man muß sein eigen Herz sorgfältig bewahren, daß es nicht in der Untersuchung mit spreche, wenn man ein treffendes Urtheil über Menschen fällen will. Und hat man auch alles dieses gethan, so wird man doch bey einer neuen Untersuchung manchmal noch einen Zug im Bilde bemerken, den wir von uns selbst auf dasselbe übergetragen haben.

Wie sehr unsre Urtheile über Menschen von der Laune abhängen, in der wir sie beobachten und würdigen, darf ich Ihnen nicht erst sagen; so wenig als das andere, wie viel diese Abhängigkeit der Wahrheit Eintrag thut. Es giebt Stunden des Lebens, da wir durch Verfolgung, Leiden und Trübsinn niedergedrükt, an allen Menschen, die uns aufstossen, nichts als Inkonsequenz, Bosheit und Ungerechtigkeit sehen, und in dem düstern Nebel der uns umgiebt, die schönsten Eigenschaften der Weisen und Rechtschaffnen nicht achten; es giebt aber wieder Stunden, da wir durch erfüllte Wünsche, gelungene Absichten, und genossene Wohlthaten erhaben, und mit der Menschheit ausgesöhnt, keinen Fehler an andern bemerken, jede Thorheit übersehen, vor jedem Laster das Auge zudrükken, und Allen als lieben

Brüdern und Schwestern entgegen gehen. Wir irren, in beyden Fällen, und wir müssen irren, weil unsre Empfindung den thätigen Kräften der Seele widerstehet, daß sie nicht nach den ihnen von der Natur gegebenen Gesezzen, wirken können. Je mehr wir aber auf den ersten Eindruk bauen, desto öfter werden wir den Rechtschafnen in die Reihe der Verbrecher herabwürdigen, und den Verbrecher auf den Thron der Rechtschafnen erheben. Glüklich wäre dann jeder, wenn uns anders ein Urtheil, an dem die Laune mehr Antheil hat als die Vernunft, nur im mindesten ehren könnte, der uns in der heitern Stimmung begegnet, in der wir nur für's Schöne und Anmuthige empfänglich sind; aber wehe allen, seyen sie auch die Edelsten und Verdienstvollsten, die in unsern Krais versezt werden, wenn wir durch Mißmuth, Trübsinn und Unzufriedenheit niedergeschlagen sind! — Keiner empfängt das Urtheil deß er werth ist, und auf jedem stehet Schatten und Licht, je nach dem die Stimmung unsrer Seele das eine oder das andere auf ihn wirft.

Noch kommt ein neuer Umstand hinzu, der sich mit dem vorigen vereiniget, den ersten Eindruk unzuverläßig zu machen, wenn uns nämlich solche Menschen begegnen, über deren Werth wir schon im Voraus durch die Zeugnisse anderer unterrich-

tet

tet worden sind. Durch diese Zeugnisse bildet sich in unsrer Vorstellungskraft ein Gemählde von ihrem Charakter, das wir stets mit uns herumtragen, und das sich jedesmal vor uns darstellt, so oft wir an sie erinnert werden. Kommen wir nun mit solchen Menschen zusammen, so werden wir durch die von ihnen vorgefaßte Meinung gleichsam bestochen, daß wir überall die Bestätigung derselben an ihnen zu finden wähnen, so wenig diese auch in den äussern Merkmalen ihres Werthes liegt. Wir sind im voraus schon für oder gegen sie eingenommen; unsre Vorstellungskraft hat in Ansehung ihrer schon eine bestimmte Richtung; unser Verstand hält die Empfindung gleichsam im Zaume; er eilt ihr mit seinem Urtheile vor, und knüpft Vorstellungen an sie an, die mit ihr in keiner richtigen Verbindung stehen. — Zwar geschiehet es auch manchmal, daß wir uns in Ansehung des Bildes, das unsere Phantasie von Abwesenden entworfen hat, durch die Gegenwart so getäuscht finden, daß wir über den Kontrast staunen, den wir zwischen unserm Bilde und seinem Originale bemerken. Allein dieß ist offenbar, wenn nämlich der Kontrast nicht bloß in der Gestalt des Körpers liegen soll, der seltenere Fall, der nur dann statt findet, wenn die Empfindung der in

der Seele liegenden Vorstellung in einem so hohen Grade widerspricht, daß die lezire der erstern, wegen ihrer überwiegenden Stärke und Klarheit, keinen Eintrag zu thun vermag. — Indeß kann, wie man siehet, die vorgefaßte Meinung nur durch anhaltende Beobachtung berichtiget werden; der erste Eindruk aber wird sie, sey sie auch noch so irrig, in den meisten Fällen bestätigen.

Ich glaube — vielleicht ist's Eitelkeit die meinen Glauben erzeuget — daß diese Bemerkungen Sie, meine Theuerste! in dem Zutrauen wankend machen, das Sie bisher auf den ersten Eindruk sezten. Ich verlange keinen grössern Sieg. Sie gehen mir aber vielleicht noch um eine Stuffe weiter entgegen, wenn ich nur noch ein beyläufiges Wort über die Gefahr sage, die mit der Ausübung des Grundsazzes verbunden ist, den ich Ihnen in seiner Blösse zu zeigen suche.

Ich weiß wie sehr Ihr gutes, sanftes Herz jedes Unrecht verabscheuet, das Sie, aus Unwissenheit oder Uebereilung — denn aus Absicht sind Sie's nicht fähig — einem Ihrer Brüder erweisen könnten, und daß es eine der schmerzhaftesten Empfindungen in Ihnen erregen würde, wenn Ihnen Ihr Gewissen den Vorwurf machte, jemanden einen Anspruch oder einen Vorwurf streitig

gemacht zu haben, der ihm gebührte. Gewiß sind Sie aber bisher, durch die Anwendung jenes Grundsazzes, öfter als Sie glauben, von diesem Fehler überschlichen worden. Halten Sie die Zuversicht mit der ich Ihnen dieses Wort sage, nicht für ungerecht. Dieser Fehler fließt gerade zu aus der Regel, der Sie zu folgen schienen. Denn wie oft sind die Zeichen des innern Werthes an dem äussern Menschen nicht ausgedrükt? wie oft wandelt die Tugend in einer Gestalt einher, die nicht sie, sondern ihr Gegentheil zu verkündigen scheint? wie oft sind wir in einer Stimmung, in der uns beynahe alle Empfänglichkeit für den Eindruk der Merkmale des Guten fehlet? — und wie oft müssen wir folglich — da wir uns so ganz auf diesen Eindruk verlassen, den Weisen und den Rechtschaffenen verkennen, und ihn wohl gar in die Klasse der Unweisen und der Ungerechten herabwürden? —

Freilich, was wir durch den besagten Fehler dem einen Theile unrechtmäßiger Weise nehmen, das legen wir dem andern wieder bey, indem uns die Unbestimmtheit der äussern Zeichen, unser gutes Herz und unsere gute Laune, wohl eben so leicht da Vollkommenheit und Güte sehen lassen, wo in der That nichts als Unvollkommenheit und

Unwürdigkeit ist. Wir werden aber damit das Unrecht, das wir den erstern erwiesen haben, nicht wieder vergüten; vielmehr werden wir Gelegenheit geben, daß dasselbe an uns gerochen wird. Denn welche Folgen kann es für unsre Ruhe haben, wenn wir in dem Lasterhaften einen Freund der Tugend zu finden glauben, und uns ihm dann mit all der Zuversicht hingeben, die er nach unserm irrigen Wahne zu verdienen scheint? — Gewiß keine andere, als sehr schlimme.

Dieser Umstand, meine Beste! verdienet besonders die Beherzigung ihres Geschlechtes. Werden unsre Weiber und Mädchen wohl dadurch für ihre Ehre und für ihre Tugend wachen, wenn sie den Werth des Mannes nach einem so unsichern Maaßstabe prüfen? O wie täuscht und weiß sich oft der Verführer in den Schein der Tugend zu hüllen? wie gewandt ist er all' die Eigenschaften zu heucheln, denen die Edlen Ihres Geschlechtes huldigen? — Werden sie sich mit diesem Scheine begnügen, wehe dann ihrer Unschuld! —

Wir werden, meine edle Freundin! die Vorschriften der Sittlichkeit und der Klugheit zugleich am treusten befolgen, wenn wir den ersten Eindruk für nichts weiter ansehen, als für ein bloßes Zeichen dessen was der Mensch seyn könnte,

nicht aber deſſen, was er wirklich iſt; — für ein Atteſtat deſſen Gültigkeit wir noch nicht geprüft haben. O des Menſchen Herz iſt ſo unzuverläſſig, zweydeutig, unbeſtändig und verſtekt, daß wir erſt nach langer Beobachtung und vielen Vergleichungen, uns getrauen dürfen, zu behaupten: ſo iſt es! — Wir ſehen Gift im Kelche der ſchönſten Pflanze, und ſaftvolle Beere auf der verächtlichen Staude. Darum, an ihren Früchten ſollt ihr ſie erkennen!

Aber wir wollen uns hüten, daß wir, in dem wir andere beobachten, uns ſelbſt nicht verſäumen. Unſer eigen Herz täuſchet uns eben ſo oft, als die Menſchen, unter denen wir leben; und es iſt noch ſchwerer ſeine Täuſchungen gewahr zu werden. Um deſto ſorgfältiger ſey unſre Vorſicht, und um deſto ſtärker unſer Eifer, es zu bewahren, daß es rein und lauter bleibe, und nie von der Tugend abweiche, der wir es geweihet haben.

Ich umarme Sie, theure, unvergeßliche Freundin! und harre mit Sehnſucht der Stunde, in der ich Sie noch langer Trennung wieder ſehen werde. — Ihrem braven Gatten meinen Kuß! — Ewig der Ihrige

* * *

Frage an Selma.

Selma, dein erster Blik stahl sich mir in mein Innerstes — traf selbst die tiefste, verborgenste Faser meines Herzens, und ich war von diesem unnennbar süssen Schauer an — — ganz dein eigen!

Sagte wol mein Auge dir's auch, daß ich's von dem an war? Verstand es die Sprache der Liebe damals schon? Selma, sag, was sagte dir mein Auge?

Du erröthest? Kann ein Mädchen nicht darauf antworten? Kann meine Selma es nicht? Doch — ich will nicht weiter in dich dringen. Stillschweigend mußt du mir ja gestehen, daß mein Auge so gut wie deines sich auf diese himmlische Kunst verstand.

Wo mögen wir sie nun wol gelernt haben? Zum Beispiel: wo giengest du hierin zur Schule? — Sieh, ich hatte gut sie lernen. Dein erster Blik war mein glüklichster Lehrmeister. Aber du, Selma! — wo du zu dieser wortlosen gedankensprühenden Augensprache gekommen seyn magst??

— — Ha, dieser Kuß wäre die Antwort? Du verstehst dich fürwahr auf vielerlei Sprachen! Im-

mer ist eine süsser, hinreissender, überzeugender als die andre. Selma, ich werde dich gewiß noch oft fragen, um dich so stumm und so beredt antworten zu machen.

A. . . . r.

An Sylpha.

Mädchen mit dem Zauberblikke,
Ohne Falschheit, ohne Tükke,
Ganz der Unschuld Bild!
Dir soll meine Muse singen,
Dir mein Saitenspiel erklingen,
Sanft, wie du, und mild.

Zwar stimmt sich herab zur Klage
Jede Saite, wenn ich frage,
Ob mich Sylpha liebt?
Daß ich nicht zu deinen Füssen
Darf mein volles Herz ergiessen,
Dies macht mich betrübt.

Wenn ich lange Monden schmachte,
Sehnlichst nach dem Zeitpunkt trachte,
Der mich zu dir führt:
Bist du doch von mir so ferne,
Unerreichbar, wie die Sterne,
Die mein Aug verliert.

Und doch schweb' ich dir zur Seite,
Sehnte gestern, sehne heute
Mich nach deinem Blik.
Wenn er dann so zu mir eilet,
Liebe lächelnd sich verweilet —
Götter! welch ein Glük!

Glänzte erst, o meine Schöne,
Unsrer Liebe Zauberthräne
Hehr im Mondenstral:
Dann würd meine Muse singen,
Wonnig sanft ihr Lied erklingen,
Wie der Nachtigall.

K. . . . r.

Das Weib des Pilatus.

„Und als er auf dem Richtstuhl saß, schikte sein Weib zu ihm, und lies ihm sagen."

Sie erwarten vielleicht, meine holde Leserinnen, eine Auseinandersezzung dieses Textes. Sie erwarten vielleicht — eine erbauliche Kanzelrede. Nicht doch! ich bin kein Kandidat des Predigt-Amtes, und diese Zeitschrift ist kein theologisches Journal, obwol sie manches enthält, dessen sich keine Religionsschrift schämen dürfte. Auch sey es ferne von mir, beweisen zu wollen, daß Pilatus den Rathschlägen seines Weibes unterthan war. Die Erscheinung wäre eben kein Wunderwerk: denn wie oft hat nicht schon die Toilette den Richterstuhl unter den Gehorsam ihres Glaubens gefangen genommen! Allein hier läßt sich diese Behauptung nicht verfechten: Denn man müßte, da der Erfolg das Gegentheil zeigt, der Geschichte auf die empörendste Art Gewalt anthun. Eben so wenig werde ich das entgegengesezte Extrem behaupten, daß die Bottschaft der Frau Landpflegerin das Uebel verschlimmert habe. Es ist wahr; es

giebt eigensinnige, starrköpfige Männer, die gerade das Gegentheil von demjenigen thun, was ihre Weiber begehren. Aber auch zu dieser Folgerung berechtigt uns die Geschichte nicht. Pilatus vernahm die Erinnerung seiner Gattin weder mit Beifall noch mit Misbilligung. Am allerwenigsten bin ich gemeint, die Aechtheit der Stelle selbst zweifelhaft zu machen. Dieses Unterfangen bestände zwar schon mit dem Geist und Geschmak unsers zweifelsüchtigen Zeitalters, und der Umstand, daß nur Matthäus und kein andrer Evangelist der Bottschaft der Landpflegerin erwähnt, dürfte solches eben nicht wenig unterstüzen. Allein dieser Zank würde hier sehr am unrechten Orte stehen, und überhaupt zu Nichts ersprießlichem führen. Wenn Sie also, meine gütigen Leserinnen, die eine oder die andre dieser Absichten vermuthet haben: so muß ich bedauren, Ihre Erwartung getäuscht zu sehen.

Die heilige Geschichte, werden Sie nunmehr denken, spricht, ausser der angeführten Stelle, nirgends von der Gemalin des Pilatus. Indeß öfnet uns diese einzige Stelle die lieblichsten Aussichten auf den Charakter der Landpflegerin. Sie erscheint als eine gefühlvolle, edeldenkende Seele. Ein

Abriß ihres Charakters, ihrer Person, und ihrer Lebensweise muß nicht ohne Interesse seyn. Hier erhalten wir nun, werden Sie schliessen, eine Schilderung dieses liebenswürdigen Weibes, aus andern, uns unbekannten, Quellen geschöpft. Wir erhalten ein Denkmal mehr — weiblichen Edelmuths.

Wieder gefehlt! — —

Es wäre Muthwille, wenn ich länger mit Ihren Erwartungen spielen wollte. Es wäre der Achtung, die ich einem so liebenswürdigen Publikum schuldig bin, entgegen, wenn ich immer nur Hoffnungen erregen, und keine befriedigen wollte. Also ohne weitern Umschweif zur Sache selbst! Der angeführte Text giebt mir Anlaß, Sie über eine römische Sitte zu unterhalten, die hauptsächlich auf das schöne Geschlecht Beziehung hatte. Um Deutlichkeit in meinen Vortrag zu bringen, muß ich mich vor allen Dingen von Judäa nach Rom erheben.

So lang das Gebiet der alten Römer sich auf einen Umkreis von einigen Meilen, so lang es sich auf den grössern Theil Italiens, oder auch auf dieses ganze Land einschränkte; so lang konnte das Schikſal der ihnen unterworfenen Völker füglich

unmittelbar von Rom aus geordnet werden. Als aber ihr Eroberungsgeist über Gebirge und Meereswogen nach Griechenland, Asien, Afrika, Spanien, Frankreich und Deutschland gedrungen war, und mit mehr oder weniger Glük die Bewohner dieser Länder unterworfen hatte, da entstand nothwendiger Weise eine neue Einrichtung. Die Angelegenheiten der unterworfenen Völker konnten, um der Entfernung willen, nimmer unmittelbar von Rom aus geleitet werden. Es ward Sitte, Statthalter in dergleichen Provinzen abzusenden.

Einem solchen Statthalter oder Landpfleger war nicht vergönnt, seine Gattin bei sich in der Provinz zu haben. Dieß war einer der ersten Grundsäzze der römischen Politik.

Warum aber dieses harte Verbot? Werden Sie fragen.

Der Grund desselben liegt theils in dem kriegerischen Geiste der Römer, theils in ihrer Sittenzucht. Jener führte die Heere dieses tapfern, ehrgeizigen Volkes von einer Nation zur andern. Neue Eroberungen konnten nur dann als ausführbar, die Behauptung schon errungner Vortheile nur dann als möglich gedacht werden, wenn dieser

Kriegsgeist und die Disciplin des Heeres unverdorben blieb. Wie aber? Wenn der Befehlshaber seine Gemahlin ins Feld und in die Provinz begleitete, würde bei dem hohen Grad römischer Freiheit nicht jeder andre Kriegsmann das nämliche Recht angesprochen haben? Würde man ihnen ihr Begehren haben abschlagen können? Würde, wenn man ihrem Willen Genüge geleistet hätte, dieselbe Ordnung, dieselbe Thatkraft, dieselbe Verachtung des Todes das Heer, wie vordem, beseelt haben?

Reinheit der Sitten war einer der vorzüglichsten Gegenstände der alten römischen Staatskunst; und hauptsächlich lenkten die Weisen dieses Volks ihre Aufmerksamkeit auf die Sitten der weiblichen Bürgerklasse. Dankbar für jeden Dienst, den der Edelmuth der Römerinnen dem Vaterland leistete, verlor man dennoch den weiblichen Charakter nie aus den Augen. Frühzeitig schon hatten die römischen Damen Hang zur Nachahmung und Empfänglichkeit für den Luxus bliken lassen. Diesem Trieb, der für eine republikanische Verfassung gefährlich werden konnte, mußte durch eine strenge Aufsicht der Gesezze begegnet werden. Man befürchtete nicht ohne Grund, daß die Entfernung

einer Römerin von römischem Boden, ihr Aufenthalt unter fremden, weniger gesitteten Völkern, den schönsten Endzwek des Staats vereiteln würde. Man befürchtete für ihre Sitten; man befürchtete für die Ruhe und das Eigenthum des Volks, unter welchem die Gattin eines Statthalters oder Landpflegers auftreten sollte. Man besorgte, daß sie eben so leicht die Sitten des fremden Volks annehmen, als auf Kosten desselben ihre Ueppigkeit befriedigen möchte, und so ward die Sorgfalt des Römers für Erhaltung der Sittenzucht ein zweiter Grund der Anordnung, daß keinen Statthalter, keinen Landpfleger sein Weib in die Provinzen begleiten durfte.

Dieses, uns in unsrer Entfernung und nach dem Maas unsrer Verhältnisse hart scheinende, Gesez ward durch die damalige Lage der Sitten und durch die kurze Dauer der Trennung gemildert. Die Eingezogenheit, in welcher die frühern römischen Damen zu leben pflegten, und die Thätigkeit, mit welcher sie sich ihrer Bestimmung widmeten, machte diese Trennung für den einen Theil ungefährlich, für den andern weniger unangenehm; die Hoffnung einer baldigen Wieder-

vereinigung für beide Theile — erträglich. Das Amt eines römischen Statthalters daurte ordentlicherweise nur ein Jahr, und die Freude des Wiedersehens nach diesem kurzen Zeitraum überwog vielleicht alle Bitterkeiten der Trennung.

Wir nähern uns allmählig unserm Ziele, meine holde Leserinnen. Wir schweben wieder von Rom nach Judäa hinüber, wir sehen das Bild der Landpflegerin wieder vor unsre Augen gerükt, und fragen uns gegenseitig: „Wenn solche Grundsäzze den römischen Volksstaat beherrschten, wie kam das Weib des Pontius Pilatus nach Jerusalem?"

Die Beantwortung dieser Frage ist die eigentliche Aufgabe gegenwärtiger Abhandlung.

Wir sprachen bisher von dem römischen Freistaat in seiner höchsten Blüthe. Wir schilderten einen Grundsaz der römischen Staatskunst, aus dem Zeitalter ihrer größten Vervollkommnung. Aber Rom hatte kaum die oberste Stufe seiner Grösse erreicht, als es rükwärts zu sinken anfieng. Die römische Politik ward schwankend; jeder Schritt, der das Gebiet des Staats auswärts erweiterte, verengte den Umfang seiner innern Kraft; die emporstre-

bende Kultur, mit ihren Gefährten, Ehrbegierde und Habsucht, bedrohte das Heiligthum der Sittenzucht, und polirte die rauhen Grundsäzze, welche bisher dem Staat ein so entschiednes Uebergewicht gegeben hatten, auf eine zwar gefällige, aber für den eigenthümlichen Geist der Verfassung und für den ausgedehnten Umfang des Staatsgebiets, schädliche Weise. Rom ward als Republik verwaltet, als es längst seine Tauglichkeit für einen Freistaat verloren hatte. Die Regierungsform lag in beständigem Widerspruch mit dem veränderten Geist der Nation und mit dem Standpunkt des Zeitalters. Grundsäzze, den frühern Tagen der Republik so angemessen, wurden im Register der Staatsmaximen fortgeführt, zu einer Zeit, da alle Augenblike dagegen gehandelt wurde, und die veränderte Gestalt des Staats solche entbehrlich gemacht hatte; zu einer Zeit, da der Dämon des bürgerlichen Kriegs aller Unmächtigen, nur für eine bessere Staatsverwaltung geschaffnen, Grundsäzze spottete, bis auf den Tag, welcher Rom rettete, indem er es der Herrschaft eines Einzigen unterwarf.

Unter die Reihe von Maximen, die im System

der

der Politik des gesunknen Freistaats ohnmächtig und ungeachtet fortprangten, gehört auch der mehrmals angeführte Grundsaz, daß keine Römerin ihren Gemahl ins Feld und in die Provinz begleiten sollte. Dieser Grundsaz, in den kraftvollern Zeiten der Republik, in den Zeiten der Weisheit, der Einfachheit und der beharrlichen Gleichförmigkeit auf die glänzendste Höhe getrieben, mußte bei veränderten Umständen in sich selbst zusammensinken. Man duldete keinen Zug von Weibern bei dem Heere. Aber wie? Wenn die tapfern Legionen den Ruhestand in einer Provinz hergestellt hatten? Rom, dessen Heere im Anfang und in der Mitte der Republik unaufhörlich und auf allen Seiten geschäftig waren, besaß zulezt Provinzen, die kürzere oder längere Zeit hindurch des Friedens genossen. Konnte der Statthalter einer solchen Provinz, der Befehlshaber eines friedlichen Heeres die Strenge des Gesezes gegen sich deuten? — Als in der Folge das Amt eines Statthalters, welches sonst ordentlicher Weise nur ein Jahr daurte, sich zuweilen verlängerte, konnte da die Trennung des Hausvaters von seiner Familie noch als eine gleichgültige Sache angesehen werden? Konnte

da die Abwesenheit des Gatten von seinem Weibe noch gefahrlos scheinen? Konnte ein Ehemann ohne Besorgniß seine Gattin in Rom zurüklassen, wo Ueppigkeit und Verführung alle Eingezogenheit zu verdrängen, jede Unschuld zu vergiften geschäftig war? Konnte man fürchten, daß die Römerin in der Provinz ihre vaterländischen Sitten eher ablegen werde, als zu Rom, welches der Sammelplaz aller Fremdlinge geworden war? — — Wenn demnach alle Umstände sich vereinigten, jenen alten Grundsaz niederzudrüken, so hört alles Befremden auf, wenn man gewahrnimmt, daß wirklich dagegen gehandelt wurde. In den Zeiten der bürgerlichen Unruhen verfuhr ohnehin jeder Feldherr, jeder Statthalter nach Gutdünken. Das Beispiel der vorzüglichsten Männer im Staat schlug die veraltete, kraftlose Maxime vollends zu Boden. Auguft ließ sich von Livia; Germanikus von Agrippina ins Feld begleiten, und obwohl Auguft die alte Disciplin wieder emporzubringen suchte: so gestattete er doch den Statthaltern und Feldherren, ihre Gattinnen in den Wintermonaten, dem Ruhepunkt der Kriegsverrichtungen, zu sehen, und sein und Germanikus Beispiel scheint sogar auch diese Beschränkung wieder weggeräumt zu haben.

Römiſche Feldherren und Statthalter pflegten alſo ſchon vor den Zeiten des Landpflegers, Pontius Pilatus, ihre Gattinnen im Feld und in der Provinz an der Seite zu haben. Aber noch war es nur ein Herkommen, welchem immer das Geſez, wiewol unmächtig, entgegen ſtand. Mit ungleich beſſerem Fug hatte die Gemahlin des Pilatus dieſen Landpfleger nach Judäa begleitet. Ungefähr zwölf Jahre früher, als die erſte Nachricht iſt, die uns die heilige Geſchichte von Pilatus und ſeinem Weibe ertheilt, war es im Senate zu Rom über dieſen Gegenſtand zur Sprache gekommen. Ich kann mich nicht erwehren, die darüber geführte Debatte meinen gütigen Leſerinnen mitzutheilen. Sie gehört zur Univerſalgeſchichte des weiblichen Geſchlechts, und wird, wie ich hoffe, durch die vorausgeſchikten Belege völlig verſtändlich ſeyn.

Es war im Senat die Rede davon, wer als Statthalter nach Afrika geſandt werden ſollte. Der Senator Severus Cäcina erhub ſich, und ſprach alſo:

„Ich habe ein Weib, verſammelte Väter, und ich lebe in Eintracht mit ihr, und ſie hat mir

sechs Kinder geboren. Aber was ich für den Staat, für das Volk, für alle dienlich finde, das handhabe ich in meinem Hause. Vierzig mal habe ich dem Staate in mehreren Provinzen gedient, und nie hat mein Weib Italien verlassen dörfen. Wahrlich nicht ohne Grund haben unsre Vorfordern verfügt, daß unsre Weiber nicht zu den Bundsgenossen, nicht zu auswärtigen Völkern geschleppt würden: Denn Weibergefolge hemmt den Frieden durch Ueppigkeit, den Lauf des Kriegs durch Furchtsamkeit, und verähnlichet die römische Heerschaar dem Troß der Barbaren.

„Nennt es nicht blos gebrechlich, dieses Geschlecht; sagt nicht blos, daß es kein Ungemach ausdauren könne. Gebt ihm Freyheit, und es ist grausam, ehrgeizig, machtsüchtig. Weiber treten auf unter den Kriegern; Centurionen stehen ihnen zu Gebote; lenkte nicht jüngst Plancina die Kriegsübungen der Kohorten, und den Marsch der Legionen? Bedenkt selbst, die ihr es wißt, wenn Statthalter und Landpfleger des Kassenrestes oder der Bestechung schuldig wurden, wie viel auf die Rechnung ihrer Frauen kam. Der Verworfenste der Provinzenbewohner wendet sich an diese; durch

ſie werden die Geſchäfte unternommen, durch ſie bewerkſtelligt. Ein gedoppeltes Cerimoniel drückt jede Provinz, und die Tirannei eines weiblichen Befehls iſt doppelt ausſchweifend. Wahrlich ſie, die durch Aufwandsgeſezze und andre Vorkehrungen einſt gebändigt wurden, beherrſchen nun, entfeſſelt von ihren Banden, Häuſer, Gerichtsſtädten und Heere. Ich ſchlage vor, daß keinen Staatsdiener, dem eine Provinz zufällt, ſein Weib begleiten dörfe."

Dieſe donnernde Rede fand wenig Eingang. Viele bemerkten, daß dieß gar nicht der Gegenſtand der dießmaligen Berathſchlagung, und Cäcina am wenigſten der Mann ſey, der darüber zu urtheilen vermöge.

Jezt trat Valerius Meſſalinus auf. Er war als ein treflicher Redner bekannt, und unternahm es, den Vorſchlag des Cäcina zu beantworten. Er ſagte:

„Durchlaufen wir die Geſchichte unſers Staats, unſrer bürgerlichen Anſtalten, unſrer politiſchen Grundſäzze: ſo finden wir in den Schikſalen derſelben beträchtliche Veränderungen. Manche Härte, die unſre Vorfahren gut fanden, iſt herabgeſtimmt worden; manches Unfreundliche hat durch die Länge der Zeit eine frohere Geſtalt angenom-

men. Diese Umwandlungen sind Früchte unsrer veränderten Verhältnisse. Nicht mehr, wie einst, ist Rom vom Getöse des Kriegs umrungen; nicht mehr, wie einst, sind die Provinzen unsre Feinde. Lassen wir dann unsern Frauen das Wenige, was zu Befriedigung ihrer Bedürfnisse gestattet ist; es drükt ihre Gatten nicht; wie viel minder die Bundsgenossen. Haben sie doch sonst alles mit ihren Ehemännern gemein, und das bringt dem Frieden kein Hinderniß. Ich gebe zu, nur für Gewaffnete taugt der Krieg; aber wenn sie zurükkommen von ihren Beschwerden, welche Erholung, welche Erquikung ist erlaubter, ist ehrenvoller, als die sie in den Armen ihrer Weiber finden? Sagt nicht, daß einige Frauen in Geiz und Ehrbegierde versunken sind. Wie? Hat nicht beinahe jeder unsrer Staatsbeamten seine Leidenschaft, der er fröhnt. O dann dürftet ihr keinen einzigen Mann mehr in die Provinzen senden. Sagt nicht, daß die Männer oft durch die Verkehrtheit ihrer Weiber verdorben werden. Meint ihr dann, daß alle diejenige lautern Sinnes seien, die keine Weiber haben? Wahr ists, man hat Gesezze gegen weibliche Ueppigkeit errichtet, weil das Beste des Staats es erforderte. Man hat dieselben Gesezze in der Folge gemildert, weil man

es dienlich fand. Umsonst belegt ihr unsre Thätigkeit mit andern Namen; denn den Ehemann trift die Schuld, wenn die Frau nicht in den Schranken bleibt. Und soll man, um der Schwachheit eines oder zweier willen, andern Ehemännern den Trost entreissen, die natürlichen Gefährten ihres Glüks und Unglüks zur Seite zu haben? Sagt doch ja nicht, dieses Geschlecht ist schwach, und die Ueppigkeit bringt es in Gefahr, Opfer fremder Begierden zu werden. Sind wir doch in Rom, und es kostet uns Mühe, unsre Ehen unbefleckt zu erhalten. Denkt doch, was geschehen würde, wenn wir, mehrere Jahre lang, wie geschiedene Leute, lebten?"

Drusus, der Sohn des Kaisers, unterstüzte selbst den Vortrag dieses Redners durch Gründe ehelicher Treue und väterlicher Zärtlichkeit, und Cäcina sah seinen altrömischen Plan überstimmt.

Dieß ereignete sich, wie ich bereits angemerkt habe, ungefähr zwölf Jahre vor dem Auftritt, durch welchen wir mit der Gattin des Pontius Pilatus bekannt gemacht wurden. Wie wenig muß nach dieser unzweideutigen Aeusserung des römischen Senats der alte Grundsaz damals in Ausübung gewesen seyn? —

Kr.

Briefe über meinen kleinen Jungen und seine Erziehung.

Erster Brief.

Theuerste liebste Freundinn!

Schon wieder, und zwar mit der herzlichsten Wärme, fordern Sie mich auf, Ihnen so weit es meine Delikatesse und die Schonung für Andere erlaubt, nähere Nachrichten von dem sonderbaren Schikſal und der Erziehung meines angenommenen Kindes zu geben? — Wirklich meine Theure, da fordern Sie etwas das ich sehr ungern erfülle, so nüzlich auch für manche gewisse Züge aus seinem noch so kurzen Leben seyn möchten. Sie, meine Liebe, haben es sicher nicht genug überdacht, wie schwer es ist so etwas mit der gehörigen Bescheidenheit zu erzählen, ohne verkannt zu werden. Doch, da Sie es nun einmal durchaus haben wollen, und Andere dabei weit mehr Verdienst besizzen als ich, so mögen Sie den kleinen Roman geduldig anhören, mit dem sein Leben begann. Wenigstens werde ich täglich mehr überzeugt, daß

mich die Vorsehung gewiß nicht umsonst zur Zeugin davon machte.

Ach der arme kleine Junge, schon in Mutterleibe überstand er so manche Gefahr! — Noch schwebt mir jene fürchterliche verzweiflungsvolle Stimmung seiner Mutter lebhaft vor Augen, als sie trostlos um meinen Beistand flehte, und ich auf ihrer Stirne Entschlossenheit zu Selbstmord oder Kindermord zu lesen wähnte! — Ich glaube daß ich damals in der Todesangst alles hingegeben hätte, und ich ließ auch wirklich keine Mittel unversucht nur um so was zu verhüten. Wer erklärt mir nun diese so laute, so thätige innere Stimme für zwei Geschöpfe die mir ganz fremd waren? —

Als der Kleine dann zur Welt kam, und ich ihn an der Seite meines Gatten aus der Taufe hob, da wurde mein Gefühl noch reger, und helle Thränen seinem künftigen ungewissen Schikſal geweint, flossen auf ihn, während der würdige Priester *) ihn so rührend unserm Schuz empfahl. Schon damals stieg der Gedanke in mir auf: „Nimm das

*) Dieser edle Junge Mann, nebst seiner treflichen Gattinn, halfen mir für die Verpflegung der armen Mutter sorgen. Gott lohne sie, wie sie es verdienen! —

arme Kind zu dir!" — Allein die lebhafte Erinnerung an meine beschränkte häusliche Lage, und an meine Ruhe erfordernden Arbeiten, erstikten ihn wieder. Es war also beschlossen, den Kleinen in eine Kost zu thun, und ich gab mir Mühe, ihn gut unterzubringen. Da aber so was bloß für Geld höchst selten gelingt, so mußte ich es leider dem Zufalle überlassen, und der Junge kam zu gemeinen Leuten in die Verpflegung. Mit ängstlicher Unruhe ließ ich das arme Kind an den Ort seiner Bestimmung bringen, und als ich es in wenig Wochen nach einer überstandenen Krankheit wieder besuchte, o da war es schon zum hohläugigen Gerippe geworden! — Ich sah gleich daß ihm für jezt weiter nichts fehlte, als bessere Verpflegung, und wußte mir in diesem dringenden Augenblik, wo ein einziger Tag Versäumniß über Leben und Tod entschied, nicht anders zu helfen, als daß ich den sechswöchigen Jungen auf der Stelle in mein Haus tragen ließ. Mir ward bei seinem Anblikke so schwer ums Herz, als ob ich jezt schon vor dem Weltrichter stünde, und strenge Rechenschaft für das mir anvertraute Leben geben müßte! — In der Gewissensangst fragte ich nun nicht lange mehr, ob es auch ohne meine häusliche Ruhe aufs Spiel zu sezzen geschehen könne? —

Ich that im raschen Feuer, was jeder gethan haben würde, der in meiner Stimmung gewesen wäre, und das ihm anvertraute Menschenleben zu schätzen gewußt hätte. —

Mein Gatte mit mir gleicher Gesinnung hatte das arme Kind seit der Taufe nicht mehr gesehen, und erschrak über seine entsezliche Verwandlung. Alle meine übrigen Leute im Hause liefen aus dem Zimmer, als ich dies jezt wirklich ekelhafte Würmchen aufwikkelte. Kein Mensch hatte für jezt den Muth es anzurühren; nur ich allein verpflegte es mehrere Tage, und bemerkte an seinem ziemlich lauten Geschrei, daß es innerlich gesund seyn müße, und daß ihm nebst der guten Wartung vielleicht auch Muttermilch wol bekommen könnte. Allein wo jezt auf der Stelle gerade eine Amme hernehmen? — Und dann meine so entsezliche Furcht vor Ammen, kurz alles vereinigte sich, mir den nahen Tod des unglüklichen Kindes anzukündigen. Selbst die Aerzte schäzten ihm nur noch wenige Tage Leben, und verordneten, daß man ihm nur alle drei Stunden zwei einzige Löffelchen voll Brei geben dürfte, damit der zuvor durch Ueberstopfung geschwächte Magen wieder in Ordnung käme.

So vergiengen für mich drei traurige Tage und der Kleine lebte noch! — Es war gerade an einem

Samstage als der Zufall eine arme Soldatenfrau ins Kinds Zimmer führte, um ihr gewöhnliches Allmosen abzuholen. „Ei, sagte das Weib voll Verwunderung, haben Sie denn seither ein Kind bekommen?" — Mir war gar nicht darum zu thun, sie aus dem Irrthum zu reissen, als sie plözlich ihren hübschen kugelrunden Säugling auf die Erde sezte, und mich inständig bat, das arme kranke Kind an ihre Brust legen zu dürfen. Sie können denken, Freundinn, wie willkommen mir dieser gutherzige Antrag seyn mußte, ob ich gleich wohl glaubte, daß der Kleine zum trinken schon zu schwach sey. Aber o Gott, welch ein freudiges Wonnegefühl durchbebte mich dann, als ich mich bald vom Gegentheil überzeugte, und ihn mit gierigen Zügen die Muttermilch einsaugen sah! — Das gute Weib reichte ihm von nun an täglich dreimal ihre Brust, bis ich in wenig Tagen eine zweite für ihn allein bestimmte Amme fand, die ihn auch bei der Nacht stillen konnte. Ich hatte diese Amme durch die menschenfreundliche Bemühung einer guten Nachbarinn erhalten, und war so glüklich in ihr die beste Wahl zu treffen. Sie kam gerade vom Lande in mein Haus, und schien mir ihres einzigen Fehltrittes ungeachtet noch sehr unverdorben. In der Folge fand ich wirklich, daß

ich mich nicht getäuscht hatte, denn ihr Karakter war gerade und bieder, ihre Gemüthsstimmung feinfühlend, und ihre Gesundheit robust. Auch schonte ich sie meinen Grundsäzzen gemäß — so bald sich das Kind nur ein bischen erholt hatte — in ganz und gar nichts. Sie mußte Magddienste verrichten, um nicht wie so viele Ammen faul und lüstern zu werden; sie mußte ohne Wein und Kaffee mit unserer einfachen Kost vorlieb nehmen; denn mir war gar sehr darum zu thun, einen gesunden starken Jungen zu erhalten, und im Hause nicht von den gewöhnlichen Ammenkaprizen tyrannisirt zu werden! — Wie ich sie und ihren Säugling weiter behandelte, Freundinn, das sollen Sie im nächsten Briefe hören, für jezt nur noch die Bitte daß Sie nicht aufhören zu lieben Ihre ganz aufrichtige Freundinn

Marianne Ehrmann

Zweiter Brief.

Beste, theuerste Freundinn! —

Sehen Sie, wie pünktlich ich Wort halte, und Ihnen schon wieder von meinem lieben Jungen und seiner Erziehung spreche! — Ich bin zwar überzeugt, daß man im Ganzen über den schon so sehr abgenüzten Erziehungsstoff wenig neues mehr sagen kann, doch wer weiß, vielleicht finden Sie durch mich noch einige nüzliche Anwendungen im Einzelnen, und dies soll mich freuen. So viel, liebe Freundinn, ist übrigens gewiß, daß ich dem Grundsaz, meinen Jungen hart am Körper und weich an der Seele zu erziehen, noch immer auch in den unbedeutendsten Dingen treu bleibe. So wie Sie schon lezthin hörten, bei seiner Amme machte ich den Anfang, und bei ihm werde ich mit dieser Methode unerschütterlich fortfahren. Manche, die aus weiblicher Schwäche nicht meiner Meinung sind, liessen mir zwar schon merken, daß ich sie bei einem eignen Kinde gewiß mildern würde, und ich hingegen, Freundinn, schwöre Ihnen, daß ich auch dann um kein Haar breit davon abweichen würde! — Ueberzeitiges Mitleiden bei der Erziehung ist das sträflichste Verbrechen! — Eben diesem schwachen weiblichen Mitleiden ha-

den wir so viele an Seel und Leib verkrüppelte Weichlinge zu danken! —

Lassen Sie sich übrigens wegen dieses entschloßnen Tones nicht bange seyn, meine Freundinn, denn ich versichere Sie, daß dessen ungeachtet meine Amme und ihr Säugling in meinem Hause immer mehr gedihen. Seine ehemalige Kostleute hatten ihn gegen mein strenges Verbot an Schnuller und Wiegen gewöhnt, beides kannte er bei uns in kurzer Zeit nicht mehr. Ich wollte ihm durch den Schnuller nicht länger den Magen versäuren, oder durch seine etwa zufällige augenblikliche Entbehrung, die kleinen Leidenschaften noch länger aufreizzen. Er hatte die Mutterbrust so oft es ihn lüstete, mehr bedurfte er nicht, sogar beinahe nichts mehr essen wollte er, und dies war mir ganz recht, ich folgte hierinn genau dem Winke der Natur. Eben so wenig wurden ihm je Windeln gewärmt, und schon frühe gewöhnte ich ihn an das Waschen, mit zwar nicht ganz eiskaltem aber ungewärmtem Wasser. Doch sorgte ich strenge dafür, daß dies nicht gerade nach einer Ausdünstung, oder bei unabgetroknetem Körper geschah, wozu wir uns eines fein wollenen Tuchs bedienten. Auch das häufige Nekken und Herumballen beim Trokkenlegen muß-

te er sich gefallen lassen, mit dem ich bis zur Entwöhnung von der Mutterbrust fortfuhr, sein Blut durch einander zu rütteln und den Geist aufzuheitern. Im Anfange wollte ihm zwar diese etwas rasche Manier gar nicht behagen; er weinte oft ganz erbärmlich, allein in der Folge lachte er laut auf, und seine Laune gewann immer mehr Heiterkeit, die ich vorsezlich aufzuwekken suchte, da sie für alles Gute so empfänglich macht.

Und nun Freundinn, was denken Sie davon, selbst zu lange schlafen ließ ich den Jungen unter Tags nicht, damit er doch ja kein träges finsteres Temperament bekommen möge. Sobald er ein Paar Stunden hintereinander geschlafen hatte, dann nekte ich ihn bis er aufwachte. Freilich erwachte er Anfangs immer übellaunig, allein nachher wurde er es gewöhnt, und lächelte mich beim Aufwachen mit seiner wahren Engelsmine an. Ueberhaupt schien der Junge bald an Heiterkeit und Dulden gewöhnt; wenn er wol auf war, hörte man ihn lange nicht so viel als sonst Kinder schreien, und sein Geschrei glich im Ganzen mehr einer raschen vorübergehenden Temperamentswildheit, als einer grämelnden anhaltenden Bosheit. Mit dem geringsten Späßchen konnte ich ihn oft mitten im Schreien wieder zum Lachen bringen;

vom

vom Bedauern, mit dem die Kinder so oft im Geschrei gesteift werden, weiß er durchaus nichts, selbst wenn er fällt, wird er ausgelacht. Dies hatte nun die gute Folge, daß er bei aller Lebhaftigkeit im Herumkrabbeln sehr vorsichtig wurde. Wenn er jezt auch zuweilen fällt, so steht er ohne den geringsten Schrei wieder auf, und lacht selbst mit uns. Wir finden wirklich oft Schramme und blaue Flekken an ihm, ohne daß wir wissen, wo er sie bekam. — Schon als ein halbjähriges Kind wußte er es, daß er mit Schreien nichts erzwingen konnte, da wir nie gleich ängstlich zur Wiege hinliefen, wenn er zu schreien anfieng. Damals bekam er schon kleine Kaprizen, die ich ihm aber bald abgewöhnte. Er schrie zum Beispiel bei dem Anblik eines Kaminfegers ausserordentlich. Aber der schwarze gefürchtete Mann mußte mir den Jungen so oft auf den Arm nehmen, bis er nicht mehr schrie. Die Amme, welche ihn unendlich liebte, glaubte in der Angst, er bekäme Gichter; allein mir war nicht bange, da ich ihn wieder ein Weilchen ausschnaufen ließ, und dann die Exekuzion aufs neue begann. Jezt fürchtet er keinen schwarzen Mann mehr; und so verlor er eine Furcht durch welche sich bei ihm die Furcht vor Gespenstern hätte einschleichen können, und er

geht zu allen Menschen, weil ich Ihn Jedermann aufdrang, um das häßliche Fremden zu verhüten. Nicht minder kapriziös konnte er den Ton von unserm Tisch-Glökchen durchaus nicht leiden. Aber wir klingelten ihm nach und nach so lange um die Ohren, bis er auch dieses gewöhnte. Mit gleicher Unbarmherzigkeit, nach dem Ausdruk schwach-gutherziger Mütter zu sprechen, ließ ich ihm selbst im Winter immer Kopf und Hände unbedekt. Allein ich trieb dies nie bis zu jenem Leichtsinn, mit dem man kleinen Kindern oft Hände und Füsse lahm frieren läßt! —

Wirklich ist der Junge jezt schon so abgehärtet, daß man ihm mit aller Macht die Finger drüken kann, ohne daß er was anders thut, als etwa ein klein bischen zukken. Selbst die Ruthe, die ich wegen Unreinlichkeit und Starrsinn, ein Paarmal zur Hand nehmen mußte, schmerzt ihn nur dann am empfindlichsten, wenn Zeugen zugegen sind, welche er immer beschämt ansieht, oder dann wenn er bemerkt, daß ich im Ernste böse bin. Natürlich brauche ich sie bei seinem schon so regen Ehrengefühl nur im höchsten Nothfalle, wo er mit Worten nicht mehr zu schweigen ist, und ich

glaube, daß wenn er einst mehr aus dem thierischen Zustande herauskömmt, ich sie gar nicht mehr nöthig haben werde. Gott gebe, daß ich sein so frühe aufkeimendes Ehrengefühl ins rechte Gleis bringe! —

Bei allem dem entwikkelt sich mein Junge dem Körper nach sehr langsam. Die Zähne, das Laufen, das Sprechen, alles kam bei ihm sehr spät. Er ist jezt zwei Jahr und drei Monate alt und kann noch lange nicht alles sprechen. Desto thätiger ist aber sein Geist; ich sehe es an allem, daß er schon ziemlich deutlich denkt, raffinirt, und ungemein geschikt nachäfft. Was der Junge thut, geschieht mit Fassung und Lebhaftigkeit, was er spricht sind reine deutliche gut deutsche Worte, denn ich duldete nie daß man kindisch oder schlecht Deutsch mit ihm sprach. Er scheint ein sanguinisch-kolerisches Temperament zu bekommen, und das ist mir lieb. Dies verräth sein periodenweiser Leichtsinn, und seine unbändige oft bis zur wilden Ungeduld gehende Lebhaftigkeit. Was mich aber bei diesen hoffnungsvollen Anlagen am meisten entzükt, ist seine feine Empfindsamkeit gegen die Thränen anderer, und seine warme Herzlichkeit gegen alles was lebt und schwebt. Immer heiter, immer herzlich und gut küßt und

drükt er alle, die sich nur ein Bischen mit ihm abgeben. Ueber seinen täglichen Morgengrus gegen mich, muß ich mich am meisten wundern. Kein Mensch hat ihm je so was gezeigt, oder befohlen, aber wenn er zu mir ins Zimmer tritt, so strekt er seine kleinen Händchen aus, ruft mit dem herzlichsten Tone: „Ach Mama!„ — Fällt mir dann um den Hals, drükt mich derb, und ein Handkuß macht immer den Schluß dieser mir so lieben Szene! — Meinem Gatten ist er beinahe noch leidenschaftlicher zugethan, und wir dürfen seiner Herzlichkeit um so eher trauen, weil er sie noch nie nach einem begangenen Fehler angebracht hat, wo sie uns verdächtig werden konnte.

Am Tische beträgt er sich natürlich noch etwas ungesittet, da ich ihn bei Hauptungezogenheiten nur leite, und ihn nicht zur tiefen Konvenzionsmaschine einschrauben mag. Zu essen bekömmt er bis er genug hat von allem, um der Lüsternheit auszuweichen. Beschäftigung den Tag über kann man ihm noch keine eigentliche geben, und oft wird ihm die Zeit lang, weil er das Spielen aus Ungeduld nicht sonderlich liebt, und ich ihm gar keine Kindergesellschaft lasse. Am liebsten ist er in Gesellschaft erwachsner Personen, je lauter und munterer es da zugeht, desto mehr lacht und gestiku-

lirt er sehr aufmerksam und frölich mit. Seine Lieblingsbeschäftigung bestand vom ersten Jahre an im Lesen, Schreiben und Zeichnen, das heißt, im Nachäffen des Lesens, Schreibens und Zeichnens, das er sehr genau und ernsthaft durch Gesten ausdrükt. Jezt zeichnet er nach seinem kleinen Sinn auf jedes leere Stükchen Papier Striche die Kreuz und Quer, und das sind ihm dann lauter Mama, Papa und Ita, so nennt er meine Hausjungfer Kristiane, welcher er ihre Liebe zu ihm in vollem Maasse erwiedert. Hier, Freundinn, haben Sie unterdessen alles was ich Ihnen von meinem kleinen Jungen, und meiner häuslichen Lage sagen kann. So wie er zu meiner Freude mehr heranwächst, werde ich meine Beobachtung über ihn fortsezzen, und sie noch recht oft versichern, daß ich mit der reinsten Freundschaft bin, Ihre Sie liebende Freundinn

Marianne Ehrmann.

Spanien.

Fragment aus einer noch ungedrukten Geographie für Frauenzimmer.

Aus Frankreich kommen wir über das rauhe, steile pyrenäische Gebirg, das die Natur selbst hier zur Scheidewand zweier Länder aufthürmte — nach Spanien.

Es ist ein grosses, schönes, segenvolles Land, das hier vor den Füssen des Wanderers ausgebreitet liegt, der von den steilen Höhen des wilden Gränzgebirges in die fetten Thäler herunter steigt, die sich auf der Mittagsseite hinziehen.

Dies Land, das von alten Zeiten her Spanien heißt, besizt die schönsten Vortheile vereint, deren jeder einzele schon ein Land, von thätigen Menschen bewohnt, emporheben, beglükken könnte. Wie bequem ist hier seine Lage zwischen drei Meeren, wie ansehnlich ist sein Umfang, wie mild ist sein Himmel, wie fruchtbar sein Boden, wie mannigfaltig der Reichthum von köstlichen Gütern, womit die gute Mutter Natur es beschenkt hat, wie prächtig wechseln hier die wolbewässerten Thäler mit den majestätischen Gebirgen ab, die so manchen Fluß, so manchen hellen, sanftmurmeln-

den Bach in die Ebene hinunter senden! Und doch ist dies Land weit minder glüklich, als andere Länder, die von der Natur nur steifmütterlich begabt worden sind! —

Wie vortheilhaft ist Spaniens Lage! — Gegen Nordosten bieten die Pyrenäen ihren rauhen Rükken zu einem vesten Walle dar, gegen Norden und Westen strömt der grosse Ozean an den Küsten hin; der schöne Verbindungskanal, der sich zwischen England und Frankreich durchdrängt, knüpft hier die Nordsee oder das deutsche Meer mit dem grossen Weltmeere zusammen, und im Süden woget das Mittelmeer in dem grossen Becken, das dreien Erdtheilen sein Wasser zur Schifahrt anbietet. Die Enge, welche gemeinhin die Strasse genannt wird, bindet es an das Weltmeer. So umfluttet von Meere, so eingedämmt liegt Spanien, und nur die kleinere südwestliche Ekke machte ein fremdes Gebiet aus, welches das Königreich Portugal heißt, und für Spanien ein wenig furchbarer Nebenbuler ist. Diese Lage sichert Spanien vor feindlichen Einbrüchen, und lokt seine Bewohner zum bereichernden Handel mit allen Erdgegenden.

Auch der Umfang dieses Landes ist sehr beträchtlich, von dem Fusse der Pyrenäen bis an die kon-

venzionelle Gränze zieht es sich in einer Länge von hundert und dreissig Meilen hin, und von der Nordküste an, die das atlantische Meer bespült, bis zu dem Ufer, das sich in das Mittelmeer hinabsenkt, beträgt die Breite ungefähr eben so viel. Der ganze Umkreis des Landes wird auf sechshundert Meilen, und die Fläche desselben auf mehr als neuntausend Quadratmeilen berechnet.

Dies ist schon ein ansehnliches Land, um so mehr, da es unter einem schönen Himmelsstriche liegt, und einen treflichen Boden hat. Das Klima ist überhaupt sehr warm. Schnee, Eis, Winterfrost sind in den meisten Gegenden dieses Landes ganz unbekannte Dinge. In den meisten, aber nicht in allen! Die Lage der einzelnen Landschaften, ihre Nähe am Meere, oder ihre Entfernung von demselben, die Beschaffenheit ihres Bodens, die Berge und Gewässer sind die ganz natürlichen Ursachen, die hier, wie überall, eine Verschiedenheit des Klima's bewirken. Die nördlichen Theile von Spanien, sind kälter und feuchter, als die andern; die mittleren haben im Sommer eine beinahe unerträgliche Hizze, denn hier weht kein kühlender Seewind, hier schikken keine Schnee-

gebirge erquikkende Erfrischung in die Tiefe herab, und die Bergreihen, die hier die Ebenen umschliessen, dienen nur dazu, den erfrischenden Winden den Durchgang zu versperren, und die glühenden Sonnenstrahlen verdoppelt in die Thäler zurükzuwerfen. Dabei sind die Nächte dann gewöhnlich sehr kühl. In den mittäglichen Gegenden ist die heftige Sonnenhizze zum Theil durch die eigne Feuchtheit der Landschaften und durch die Seewinde gemildert. Wann aber der Südwind — Solano genannt — aus dem versengten Wüsten Afrika's auf diese Küsten herüberweht, o dann erreicht die Wärme den höchsten Grad, dann entflammt die Hizze die Einwohner zu regellosen Leidenschaften, zu allen Ausschweifungen, und entglüht ihr Gehirn zum Wahsinn. — In den nordwestlichen Theilen weht ein anderer nicht minder beschwerlicher Wind, er heißt Gallego, kömmt von den galizischen Gebirgen herab, und ist so kalt, daß er leicht der Gesundheit nachtheilig werden kann, wenn man sich nicht sorgfältig vor Erkältung hütet. Ueberhaupt wechselt oft die heftigste Hizze schnell mit einer empfindlichen Kälte ab. Doch wird es selbst im

Winter in den wärmeren Theilen dieſes Landes nie ſo kalt, daß man eines geheizten Ofens bedürfte, ein Kohlbekken vertritt im Nothfall ſeine Stelle. Dafür iſt auch der Sommer gewaltig heiß, beſonders in den mitleren Gegenden, wo es auch ſo ſelten regnet, daß der lechzende Boden zu glühen ſcheint. Die nördlichen Landſchaften haben ſchon gemäſſigtere Witterung, und auf ihren hohen Bergrükken ruht Schnee. Selbſt die wärmeren Südprovinzen haben hohe Schneegebirge, die mit den lachenden Fluren, die nie ein Froſt erreicht, einen ſchönen Kontraſt machen!

So heiß aber der Sommer in Spanien auch iſt, ſo dürr auch manche Gegenden, und ſo feucht wieder andre ſind, ſo ſehr auch dem Ungewohnten der ſchnelle Wechſel der Tageshizze mit der nächtlichen Kühle fällt, ſo beſchwerlich auch dem Unvorſichtigen der glühende Solano und der froſtige Gallego wird — ſo iſt doch das Klima im Ganzen ſehr mild und lieblich, die Luft geſund, und die Witterung den belebten und unbelebten Geſchöpfen zuträglich.

Unter dieſem ſchönen, warmen Himmelsſtriche iſt auch der Boden ſehr fruchtbar. Spanien iſt

zwar ein Gebirgsland; denn von den rauhen Pyrenäen ziehen sich grosse Bergketten in verschiedenen Richtungen durch alle Theile dieses Landes hin; aber diese Gebirge umschliessen die schönsten Ebenen, die fruchtbarsten Thäler, und sind selbst zum Theil des Anbaus fähig. Dies bewirkt die Wärme des Klima's, unter dessen mildem Schuzze in den Südprovinzen die Pflanzen auch im Winter ihre Blätter nicht verlieren, und die Fluren ewig grünen. Die grossen Ebenen, die von Flüssen und Bächen durchschnitten werden, die sanften Abhänge der Gebirge, die sich allmälich in der Fläche verlieren, lohnen die Mühe des Anbauens überreichlich! — Freilich giebt es hie und da dürre, trokkene Ebenen, die kein Fluß bewässert, oder denen die Sonnenglut den kargen Trank des schwachen Bachs entzieht — es giebt noch unwirthbare Wüsten, schauerliche Einöden in diesem Lande, und in rauhen Bergklüften nisten noch menschliche und thierische Räuber; aber ist es Kargheit der Natur oder träge Unthätigkeit der Menschen, die das Umschaffen dieser Wildnisse hindert? — Sind nur in Spanien der menschlichen Allgewalt so enge Gränzen gesezt? — O gewiß nicht! — Wie schön bewies dies schon der glükliche Anfang der Umschaffung jener öden Wild-

niß im Gebirge Sierra Morena in Südspanien! Wie mächtig wirkte hier der Schöpferwink des Herrschers, der aus der schauerlichen Wüste ein neues Eden hervorrief! — Aber auch hier ist die Kraft des Umbilders so früh wieder erschlaft, und .... wie gering ist die Hoffnung, daß dieser Theil, den der Schöpfer von seiner Allmachtskraft dem Erdbewohner verlieh, bald so zwekmässig in einem Lande benüzt werde, wo „die Natur Alles — die Menschen Nichts thun! „ —

Ausser diesem Sierra Morena — d. h. schwarzes Gebirg *) — hat Südspanien noch mehrere bemerkenswerthe Gebirge, die wol auch verdienten von Menschenhänden umgeschaffen zu werden! — Hier die Alpujarras (man spricht Alpucharras) — die Sierra Nevada, d. h. Schneegebirg, und andere. Durch Nordspanien ziehen sich mehrere, zum Theil sehr rauhe Bergrükken hin, welche die biskajischen, asturischen und gallizischen Ge-

*) Eine hohe rauhe Bergkette heißet in spanischer Sprache Sierra (das ist Säge) ein einzelner Berg heißt Monte — ein spizziger, hochemporragender Berg heißt Pico (das ist Schnabel, Spizze) und ein Vorgebirg Cabo das heißt, das Aeusserste, oder das Ende.

birge von den Landschaften genannt werden, in welchen sie ihre Häupter emporheben. Der Moncajo (man spricht Monkahcho) ist eine hohe Bergkuppe, die sich in diesen nördlichen Gebirgen auszeichnet. Noch ausgezeichneter aber ist der seltsame Zakkenberg Montserrat, auf der Nordostseite. *) Er steht so allein da, so aufgethürmt, wie ein Vulkan, sollte er nicht die Geburt oder Formung dem Erdfeuer zu danken haben, das so gewaltsame Berge schaft, und Ebenen thürmt? — Es ist nicht unwahrscheinlich, da uns die Gebirge Spaniens noch viele vulkanische Spuren und Produkte aufweisen.

Die Bergketten laufen hier alle ins Meer hinaus, und bilden Vorgebirge — Eksteine des Damms, welchen das veste Land den Fluten des Ozeans entgen sezt. Solche Vorgebirge sind auf der Nord- und Nordwestseite das Kabo de Pennas, das Kabo Ortegal und das Kabo Finisterre; auf der Küste das Kap von Gibraltar und das Cabo de Gota.

Diese vielen Gebirge haben — schon fließt es aus den Gesagten — einen vielfachen Nuzzen für

*) Das Weitere von diesem merkwürdigen Berge in der Folge.

Spanien. Dahin gehört auch die Bewässerung, die für ein so warmes Land von der gröſten Wichtigkeit ist. Zwar ist die Bewässerung nicht reichlich genug über Spanien vertheilt; hie und da gibt es dürre, wasserarme Gegenden, und ein grosser Theil der Bäche verdünstet und versiegt in der Sommerhitze; aber auch hier könnten Menschenhände der Natur vieles nachhelfen; denn der Wassermangel ist nicht so groß, daß nicht die Kunst ihn zum Theil wenigstens heben, und den vorhandenen Wasservorrath sorgfältig vertheilen, und in Gegenden leiten könnte, die nach Erfrischung schmachten. Aber wie ist das in einem Lande zu erwarten, wo man nicht einmal die Flüsse schiffbar zu machen sich bemüht? — Spanien hat fünf ziemlich beträchtliche Flüsse, die alle in dem Lande selbst entspringen — denn durch die Pyrenäen bricht kein Strom — mehrere Küstenflüsse von mittlerer Grösse, und viele kleine Nebenflüsse und ansehnliche Bäche. Die Zahl der Flüsse, und Flüßchen soll sich überhaupt auf zweihundert und fünfzig belaufen. Dies ist freilich für ein Land von so grossem Umfange nicht zu viel!

Die fünf Hauptflüsse heissen: **Tajo, Duero, Guadiana, Guadalquivir und Ebro.** Sie

sind, den erstern ausgenommen, eigentlich nur grosse Küstenflüsse.

Der Ebro entspringt in den asturischen Gebirgen, wird durch die Nebenflüsse Ega, Arga, Aragon und Cinga verstärkt, strömt von Norden nach Südosten, an den Hauptästen des pyrenäischen Gebirges durch weite und enge Thäler hin, und fällt dann in das Mittelmeer.

Zwischen diesem und dem Guadalquivir ergiessen sich mehrere kleinere Küstenflüsse in das Mittelmeer; die beträchtlichsten sind: Der Guadalabiar, der Xucar (Chukar) und der Seguar.

Der Guadalquivir kömmt aus den Gebirgen des südlichen Spaniens, nimmt den Nebenfluß Xenil (Chenil) auf, läuft von Osten nach Westen, und stürzt sich ausserhalb der Meerenge von Gibraltar in das atlantische Meer.

In dasselbe fällt auch etwas weiter westlich das kleine Küstenflüßchen Tinto. Es heißt Tinto, d. h. der gefärbte, weil sein Wasser gelb ist. Dieser kleine Fluß entspringt in der Sierra Morena. Daß sein gelbes Wasser mineralisch ist, beweisen alle Umstände. Kein Fisch lebt darin, kein Vieh trinkt es freiwillig, ausser Ziegen, deren Fleisch und Milch jedoch keine Veränderung erleidet. Den andern Thieren, welchen man es

eingießt tödtet dies Waſſer die Würmer im Leibe. Es hat auch verſteinernde Kraft; es leimt die Kieſelſteine zuſammen, die darin liegen, und alle Pflanzen an den Ufern des Flüſchens welken dahin, und nehmen die Farbe des Waſſers an. Es führt vermuthlich Kupfertheilchen mit ſich; auch iſt an demſelben ein reiches Kupferwerk. Alle jene Eigenſchaften verliert aber der Tinto noch vor ſeinem Einfluß ins Meer, ſobald mehrere Bäche ihr reines Waſſer mit ſeinem mineraliſchen vermiſcht haben.

Weiterhin ſtürzt der Guadiana ins Meer. Dieſer Fluß entſpringt etwas nördlicher als der Guadalquivir, und läuft in gleicher Richtung mit demſelben durch ein langes Thal hin, das von dem Gebiete des Guadalquivir durch hohe Gebirge, vorzüglich die Sierra Morena getrennt wird; er nimmt mehrere kleine Flüſſe auf, und fließt dann eine Strekke durch Portugal, bis zu ſeiner Mündung, wo er die natürliche Gränze zwiſchen Spanien und der ſüdlichen Landſchaft von Portugal iſt.

Der beträchtlichſte ſpaniſche Fluß der Tajo, den die Portugeſen Tejo nennen, entſpringt in den Gebirgen des mittlern Theils von Spanien, und hält in ſeinem Laufe mit dem Guadalquivir

vir und Guadiana beinahe gleiche Richtung. Er ſtrömt durch ein groſſes Thal, ungefähr in der Mitte des ganzen Landes, verſtärkt ſich durch die Nebenflüſſe Henares, Xarama, Manzanares, Alberche, Alagon und andere, tritt dann in Portugal ein, und fällt in das atlantiſche Meer.

In ähnlicher Richtung fließt der Douro oder Duero, aus den nordſpaniſchen Gebirgen, wo er am Monkajo entſpringt, durch den obern Theil von Spanien nach Portugal, wo er ſich auch in das atlantiſche Meer ergießt. Er nimmt die Nebenflüſſe Arlega, Piſuerga, Cea, Adaja, Ezla, Tuerto, Tormes, Agueda u. ſ. w. auf.

Der Minho oder Minno (man ſpricht Mignio) iſt ein minder beträchtlicher Küſtenfluß; er kömmt aus den galiziſchen Gebirgen von Norden her, wird durch ſeinen anſehnlichſten Nebenfluß Sil verſtärkt, dreht ſich weſtwärts, fließt nach Portugal, wo er die nördliche Gränze bildet, und fällt in das atlantiſche Meer.

Die Küſtenflüſſe welche auf der Nordſeite von Spanien von den nördlichen Gebirgen herabrollen, und nach einem kurzen Laufe ins Meer fallen, ſind alle klein und unbedeutend.

Dies ſind die Gewäſſer alle, die wir in Spanien vorzüglich zu bemerken haben. Landſeen

gibt es hier keine von einigem Belange, aber viele mineralische Quellen und Gesundheitsbäder von mancherlei Arten.

Mit diesen Gewässern versorgen die Gebirge dieses Land; sie verschliessen aber auch noch andre Schätze in ihren Eingeweiden.

Spaniens Gebirge sind nämlich reich an edeln und gemeinen Metallen, reich an Mineralien aller Arten. Schon in den ältesten Zeiten war dies Land deßhalb berühmt, und noch ist dieser Reichthum nicht verschwunden, sondern nur vernachläßigt. Bäche und Flüsse führen Goldkörner mit sich, und zeigen dadurch, daß die Gebirge, aus welchen sie herströmen, Gold, dies lokkende, allverführende Metall enthalten. Silber zeigt sich hie und da; aber man gräbt ihm nicht nach, nur Eine Silbermine ist im Gang, und diese ... wird von Ausländern bearbeitet! —

Blüht denn in Spaniens segenvollen Gefilden, das goldne Alter noch, wo keine Habsucht sich in tiefe Schachten vergräbt, um den Samen der Zwietracht und des Lasters zu Tage zu fördern? Sind etwa die Spanier so genügsam, daß sie den schimmernden Tand verachten, und zufrieden mit den reineren Gaben der Natur, die sich über der Erde zeigen, die Eingeweide dieser guten Mutter nicht durchwühlen?

O nein! Das sind die Spanier nicht! — Nur Trägheit ist es, die den mühsamen Gewinn der Schätze des Innlands verschmäht, und sich lieber Amerika's Reichthümer zueignet, die durch unglükliche Indier aus tiefen Klüften heraufgeholt werden! —

Spanien hat ferner auch Kupfer, Blei, Eisen, Kobalt, Vitriol, Wasserblei, Stein- und Meersalz, allerlei Thon- und Erdarten, Achat, Marmor, Alabaster, Porphir, Karniol, Jaspis, Probiersteine, Blutsteine, Serpentinsteine, und eine grosse Menge merkwürdiger Versteinerungen.

Kupfer wird in zwei Gewerken in ziemlicher Menge gegraben, und würde wohl noch häufiger gefunden werden können. Besonders ist das Kupferwerk am Tinto sehr ergiebig.

Blei ist häufig — und das Eisen, das in Nordspanien reichlich gewonnen wird, ist ganz vortreflich.

Der Kobalt (sonst auch irrig Kobold genannt) ist ein Halbmetall, aus welchem eine blaue Farbe Smalte genannt, gezogen, und vorzüglich zum Malen und zum Porzellan gebraucht wird. Auch gebraucht man sie zu simpathetischer Dinte, und in der Hauswirthschaft zum Bläuen der Leinewand. Eine ganz vortrefliche Kobaltmine ist

von Deutschen in dem spanischen Thale Gistau in den Pyrenäen gefunden worden. Sie ist die einzige in Spanien, und ihr kömmt in der ganzen bekannten Welt keine gleich, als die zu Schneeberg in Sachsen.

Der Vitriol, eine Art Mineralsalz, wird in der Arznei und Färberei gebraucht. Man kennt bisher in Spanien nur Eine Vitriolgrube.

Wasserblei, so wol ächtes als unächtes, jenes wird zu Bleistiften verarbeitet; dieses auch zum Zeichnen gebraucht — wird auch .... von Ausländern gebrochen.

Spießglas (Antimonium) wird in drei Minen gegraben, deren eine äusserst reichhaltig ist. Man nüzt dies Halbmetall zu mancherlei Gebrauch, vorzüglich auch in der Medizin.

Sehr alt und merkwürdig ist die Quekſilbermine zu Almadea, und ganz vortrefflich ist der Alaun, der in der Landschaft Aragonien in reichem Ueberflusse gebrochen wird. Aber er wird meist roh ins Ausland geführt.

Salz und Salpeter gibt es in Menge, und von schönen Steinen bricht man mancherlei Arten.

Die feine rothe Almagro-Erde wird unter den spanischen Tabak gemischt, und gibt ihm Farbe und Sanftheit.

Schöner Thon zu ächtem und unächtem Porzellan wird von verschiedenen Arten gegraben.

Doch, dies sei genug, um zu zeigen, wie viele treffliche Mineralien dies gesegnete Land in seinem Schoose besizt! Wie vieles liesse sich hier noch entdekken — aber die Spanier benüzzen das Entdekte nicht einmal zu ihrem Vortheil! —

Eben so schön zeigen sich Spaniens natürliche Schäzze im Pflanzenreich. Wie ergiebig ist der fruchtbare Boden, wie überreich an trefflichen Gewächsen, worunter sehr viele bey uns ganz unbekannt sind, weil sie nur in einem so milden Klima gedeihen, wie das von Spanien ist.

Die wichtigsten, vorzüglichsten Pflanzenprodukte sind: Getraide, Hülsenfrüchte und Gartengewächse, Krapp und Waid, Flachs und Hanf, Wein und Baumöl, treffliche Baumfrüchte, und allerlei sonst nüzbare Bäume.

Spanien könnte ein herrliches Getraideland seyn, aber auch hier zeigt sich die grosse Nachläßigkeit in Benüzzung der Naturgaben, die hier überall sichtbar ist; denn dies Land, das so fruchtbar ist; daß es auch seine Nachbarn überflüßig mit Getraide versehen könnte, baut nicht einmal so viel, als es für sich selbst bedarf! — Man baut Weizen und Gerste, mehr als Roken und Hafer,

auch Mais und eine Art Hirse, Panizo genannt. Einige Landschaften, deren Bewohner weniger träge sind, haben so schönen Akkerbau, daß sie sogar Getraide ausführen können, in andern, nämlich einigen südlichen Provinzen, wird auch Reiß gebaut — in vielen aber liegt der Getraidebau ganz darnieder.

Von Hülsenfrüchten und Gartengewächsen gibt es hier mancherlei Arten. Unter den ersteren sind besonders die grossen spanischen Kichererbsen, Garvanzos genannt, zu bemerken. Kartoffeln werden häufig gepflanzt, auch Aronwurzeln und Bataten. Die spanische Aronwurzeln oder Zehrwurzeln, haben einen sehr scharfen Geschmak, den sie aber durch die Zubereitung verlieren, wo sie dann ein gutes Nahrungsmittel sind; auch kann man Brod aus ihnen bakken. Man gebraucht sie in der Medizin, und .... auf den Puztischen den Schönen, wo sie getrokuet und zerrieben unter dem täuschenden Namen zyprisches Pulver erscheinen, und als Waschmittel die Haut verfeinern. Der Name dieses Pulvers soll vermuthlich auch seinen theuern Preis rechtfertigen, in welchem Franzosen und Engländer es verkaufen — und, was ja Franzosen und Engländer auf den Galanterie-Markt bringen, das muß wol gut seyn!

Die Bataten sind ein nur in warmen Ländern einheimisches Gewächs, dessen Wurzeln Knollen haben, wie unsre Erdäpfel oder Kartoffeln; sie sind aber süsser und schmakhafter, und geben eine treffliche Speise.

Eine andere, mit den Kartoffeln in eine Gattung gehörige Pflanze, die dem Aeussern nach aber mehr den Melonen — die in Spanien auch häufig sind — ähnlich ist, wird von den Spaniern Berengena genannt; es ist die sogenannte Eier- oder Melanzanapfel-Pflanze, welche delikate Früchte von der Grösse eines Ganzeis trägt, die man roh, mit Eßig, Salz und Pfeffer, oder gekocht mit Wein und Zukker ißt. Die lekkerhaften Spanier lassen dieser herrlichen Speise volle Gerechtigkeit widerfahren!

Sehr guter, süsser Anis, und der Gesundheit zuträglicher Kumie, oder Gartenkümmel, der unserm Kümmel ähnlich, aber besser ist, wachsen auch häufig. So auch Bibernell und Affodill. Die Stängel dieser leztern werden zum Stahlprobiren gebraucht.

Trefflichschöner Safran, Schwerdlilien, Ochsenzungen, Orseille — wachsen hier, und bieten den Spaniern, nebst Waid und Krapp, schöne Materialien zur Färberei an; aber . . . sie wer-

den nicht alle gehörig genüzt. Auch die Kreuzdornkörner und der Kermes gehören hieher.

Wir bemerken unter den spanischen Pflanzen ferner, den schönen Luzernerklee, das immergrüne Kulizzelgras, woraus man Besen macht, die Flachsseide, die Wundwurz, die Ziströschen, die eine Art Manna geben, die Bärentrauben, die rothen und schwarzen Heidelbeeren, den rothen spanischen Pfeffer, auch Giftkräuter, u. s. w.

Sehr merkwürdig ist die Binsen-Art Esparto genannt, eine äusserst nüzliche Pflanze, die in feuchten Gegenden sehr häufig wächst. Man macht daraus Kehrbesen, Matten und Teppiche, Strikke, die vor den häufenen grosse Vorzüge haben, denn sie sinken im Wasser nicht unter, und sind weit dauerhafter, und sonst noch allerlei. Ja man hat vor mehrern Jahren sogar die Kunst erfunden, diese Binsen zu spinnen, und die feinste Leinewand daraus zu weben! —

Die Soda, Barille, und andre ähnliche Pflanzen, welche in Südspanien wachsen, liefern das sogeschäzte alkalische Salz, das zum Glas- und Seifemachen so vortheilhaft gebraucht wird. —

Doch, wir müssen nun auch von den köstlichen Baumfrüchten sprechen, welche Spanien besizt — ein Reichthum der auch einen minder lekkern Gau-

men zu reizen vermag! Da wachsen in schönstem Ueberflusse Zitronen, Pomeranzen, Apelsinen, Feigen, Granatäpfel, Maulbeeren, Datteln, Mandeln, Kastanien, Nüsse, vortreffliche Aepfel, Kirschen, Pfersiche, Birnen, u. s. w. O wer da in den schönen Pomeranzenwäldchen seine Naschlust befriedigen dürfte! Oder sich an den grossen, süssen, lieblichen Zitronen, Zedras genannt laben könnte, deren eine oft bis sechs Pfunde wägt! —

Die Opunzien oder indischen Feigenbäume sind in Südspanien sehr gemein und wachsen allenthalben wild. Eben so wachsen die Johannesbrodbäume; ihre Früchte sind Spannenlange Schoten, die ein süsses Mark haben, und daher, wenn sie ganz reif und gut sind, als eine Delikatesse gespeiset werden. Man macht sie ein, und macht einen süssen Saft aus denselben, den man zu allerlei Konditorei gebraucht; auch kann man eine Art von Wein daraus bereiten, und mit den ausgepreßten oder auch mit den schlechtern Schoten füttert man die Schweine. Erdbeerbäume wachsen vorzüglich in Nordspanien häufig; sie tragen Erdbeerenähnliche Früchte, auch Holz und Rinde sind brauchbar.

Von andern nüzlichen Bäumen, die in Spa-

nien wachsen, verdienen noch folgende vorzüglich genannt zu werden. Die Baumwollenbäume, Zypressen, Zedern, Gerberbäume, Korkbäume, Kermesbäume, Terpentinbäume, Mastixbäume, ferner Eichen, Buchen, Ulmen, Pappeln u. s. w.

Die Baumzucht wird überhaupt in Spanien sehr vernachläßigt; aber am meisten zu bedauern ist es, daß man so wenig Sorge auf die Bäume wendet, welche die schöne Baumwolle liefert. Doch man treibt hier die Nachläßigkeit so weit, daß es sogar an gutem Bauholze fehlt!

Merkwürdig sind die Gerber- oder Schmak- (Sumak-) Bäume, von welchen Alles zu gebrauchen ist; sie geben eine gute Dinte, die Früchte und Wurzeln färben röthlich, die Rinde gelb; die Blätter und Schößlinge werden getröknet und zerrieben, und geben die Loh zum Gerben des Korduanleders. Die Früchte sind Beeren, die man auch roh oder im Salz eingemacht essen kann.

Die Korkbäume liefern das bekannte Pantoffel- oder Korkholz.

Die Kermesbäume sind, so wie erstgenannte, eine Art Eichen, die in Spanien häufig wachsen; an die Blätter derselben hängt sich eine Gattung Schildläuse, verwandelt sich daran in eine Puppe,

und bildet sich in eine Beere, welche die dauerhafte Scharlachfarbe liefert.

Die Terebinten oder Terpentinbäume, die in Spanien häufig wachsen, liefern nicht nur eßbare Früchte, sondern auch das bekannte ölige Harz Terpentin genannt. Aus dem Holze werden sehr beliebte Tabaksdosen gedrechselt.

Von derselben Gattung sind auch die Mastixbäume, deren wohlriechendes Harz oder der Mastix bekannt genug ist; auch aus ihrem Holze werden schöne Arbeiten gemacht.

Unter den nüzlichsten spanischen Bäumen behaupten aber die Oelbäume eine der ersten Stellen. Ihre Früchte, die Oliven, sind von verschiedener Grösse, ja in einigen Gegenden so groß wie Taubeneier; auch das Oel ist an Güte verschieden, doch überhaupt würde das spanische Oel vortrefflich sein, wenn es minder nachläßig, minder unreinlich bereitet und versendet würde. Eine unbeschreibliche Menge dieses nüzlichen Produkts wird jährlich gewonnen!

Noch wichtiger ist hier der Weinbau, und die lieblichen, feurigen spanischen Weine sind sehr beliebt. Wir kennen ja den herrlichen Malaga- und Alikantewein, sie sind Spanier von Geburt, wenn nicht ein Weinhändler sich die Frei-

heit nimmt, sie mit unspanischen Weinen zu verkuppeln, oder ihnen gar ein wildfremdes Gewächs unterzuschieben! — Ueberhaupt sind die spanischen Weine sehr gut. Die Trauben sind auch sehr groß und saftig; durch das Tröknen macht man die trefflichsten Rosinen und Zibeben daraus.

Süßholz wächst in Spanien so häufig, und wuchert so sehr, daß es von dem Bauern für ein schädliches Unkraut gehalten, und stark ausgerottet wird.

Nicht minder häufig ist der seines Wohlgeruchs wegen so beliebte Rosmarin, der als eine hohe Staude wild wächst, und in einigen Gegenden ganze Wälder bildet; welche weit umher die Luft mit ihren lieblichen Gerüchen anfüllen. Daß diese Pflanze den Parfumeürs ein treffliches Oel, das bekannte ungarische Wasser, Wolgerüche zu Pomaden u. s. w. und den Apothekern Arzneien zu innerlichem und äusserlichem Gebrauche liefern — dies wissen wol unsre Damen alle. —

Doch es ist Zeit, daß wir unsre botanische Exkursion endigen; es ist nicht Jedermanns Sache, so in Feldern und Wäldern umherzustreifen, und .... fühlose Pflanzen seiner Aufmerksamkeit zu würdigen. Es sei genug! Die trokkendste Liste der Pflanzengattungen, welche Spaniens

gesegneter Boden erzeugt ist schon mehr als hinreichend, sonnenklar zu beweisen, daß unsre Gegenden in Rüksicht auf Produkte, im Verhältnisse mit Spanien, stiefmütterlich von der guten Mutter Natur bedacht worden sind — aber . . . jedes Land hat doch wieder seine Vorzüge, und der so begünstigte Spanier wird dieser herrlichen Naturgeschenke gewiß nicht froh! —

T. F. L.

(Nächstens der Beschluß.)

Schreiben eines Lehrers an seinen Schüler.

Du weißt, Lucill, wie ich dich nie mit schlecht erklärten Lehren gequält, nie mit unbestimmten Maximen bestürmt, nie mit zornigen Deklamationen zittern gemacht habe. Immer hab ich die Jugend für den unschuldigsten, und köstlichsten Theil des menschlichen Geschlechtes gehalten. Ungerechte, und tyrannische Tadler! Warum sucht ihr in den zarten Herzen Stoff zu strengen Verweisen auf, und schmeichelt den bejahrten und mächtigen

Lastern? Die Jugend ist eher Fehlern als Bosheiten fähig. Diese sind reifern Jahren aufbewahrt. Alsdann wird aus dem guten Manne der beßte, und aus dem schlimmen der schlimmste. Der Gerechte so wie der Elende entwikkelt und verändert sich, so zu sagen, in sich selbst, mit den Jahren; ein jeder bildet und bringt seine Tugend oder seine Bosheit in Ordnung. Die Zeit macht die Herzen sowohl im Guten als im Bösen stark. Daher insgemein wenn ich bei Jünglingen Leichtsinn, Unbesonnenheit und seltsame Einfälle angetroffen, so hab ich nie überlegte Verkehrtheit, tiefe Verstellung, oder kalte Rachsucht bei ihnen gefunden. Diese, und zum Unglük viele andre, sind Ansteckungen, welche sich erst durch langen Umgang mit der menschlichen Gesellschaft anhängen. Der Jüngling ist noch wie fremde in dieser Welt, er hat die Klagen der Natur noch nicht in seiner Brust erstikt, er hört, er befolgt ihre Stimme, er kennt jene glänzende Masken des Lasters, die falsche Klugheit, die Verstellung, die Krümme der Handlungen, die Geschiklichkeit der Aufführung noch nicht. Die Geschäfte, die Erfahrung, die vielfachen und entgegengesezte Interessen der Gesellschaft, biegen den Menschen endlich nach andern Menschen, und er

wird ein durchaus künstliches Wesen, dessen Herz in der Vorsichtigkeit begraben, in sich selbst gezogen, verborgen, behutsam, schielend, lügenhaft, kalt, nach ungeraden Absichten handelnd, mit tausend Gegenständen beschäftigt, verschlagen, ungewiß verändert ist.

Wenn die Menschen insgemein tugendhaft wären, so, laß dir nicht gelüsten daran zu zweifeln, Lucill, so würde es kein Nachtheil seyn, immer ein Kind zu seyn. Allein das Ja und das Nein sind es nicht, welche die menschliche Geschäfte führen. Wenn der Mensch seine angeborne Einfalt, und das Sanfte der jugendlichen Sitten, auch noch in reifern Jahren beibehalten wollte, was für Vereuungen würde er nicht Preis gegeben seyn?

Die gesellschaftlichen Tugenden sind, in dem Stande worinn wir sind, nicht mehr so höchst einfach. Das guldene Zeitalter ist in die Metholo-gie verwiesen. Ein immerfort anfrichtiger Mann, ein Mann der einem andern genaue Rechnung von demjenigen ablegen würde, was in seiner Seele vorgeht, würde nicht unter den Menschen leben können. Es ist nothwendig, daß man den grossen Schritt thue, klug, das ist verstellt zu werden.

Ein guter Jüngling, der alle Menschen einfältig und tugendhaft glaubte, würde alle Augenblike das Opfer dieses seines höchst menschlichen Irrthumes seyn. Es ist nöthig, daß die Menschen sich einander mit grosser Vorsicht begegnen. Nicht anders als mit zitternder Hand, läßt sich der Schleier aufheben, unter welchem ihr Herz verborgen ist. Es ist Schwermuth, wenn du leutscheue bist. Gutherzigkeit ist es, wenn du dich nicht vor den Ueberraschungen der Bosheit in Acht nimmst. Daher siehst du daß Behutsamkeit unentbehrlich ist. Also ist nöthig, mein Lucill, daß du verstellt und behutsam werdest, du der du so einfältig, so gut, so aufrichtig und so äusserst sanft bist. Mir ist als seh ich dich über dies mein unglükliches Gebot erblassen, und vielleicht regt sich in deinem Herzen eine Art von Aergernis. Schon siehst du mich als einen verführerischen Mann an, du giebst mir Bosheit Schuld. Heil dir, wenn deine Wangen lange diese Blässen, und dein Herz diese Seufzer der Tugend kennen werden! Aber du glaubst doch nicht, daß ich in deiner Seele jene heilige Flamme auslöschen wolle, jene göttliche Flamme, die ich immer in dir verehret und angefacht habe. Es ist nicht darum zu thun, deine Tugend zu zernichten.

ten. Wie elend wär ich, wenn meine Lehre dieſes Schikſal hätte! Es iſt darum zu thun, ſie nach den nothwendigen Fehlern der Menſchen, nach den unveränderlichen Verbindungen der Geſellſchaft zu halten; es iſt darum zu thun, ſie leutſelig, und aus unbearbeitet, und gleichſam wilde wie ſie iſt, höflich, und in dem gegenwärtigen Syſtem der Dinge nüzlich zu machen. Welch ein grauſames Schauſpiel iſt es für die Augen eines gefühlvollen Weltweiſen, die Tugend dem Laſter, die Güte der Verſchlagenheit, die Einfalt der Lugenhaftigkeit, die Unſchuld der Verſpottung aufgeopfert zu ſehen? Und dennoch biſt du hiezu verdammt, wofern du nicht den Gang oder die Richtung deiner Tugend änderſt. Hoffe nicht das Laſter zu beſiegen. Es iſt zum unüberwindlichen Tyranne geworden. Meiden muß man es. Das iſts alles was ſich erhalten läßt.

Ich habe gethan, was ich immer konnte, um die Tugend in deinem Herzen unſterblich zu machen, und du haſt genug gethan, um mich zu überzeugen, daß ſie es ſeyn wird. Gleichwie ich nun bis izt mit nichts anders beſchäftigt war, als dieſen fruchtbaren Grund anzubauen, und die Maſſe deiner Empfindſamkeit in dir zu vergröſſern, ſo komm ich nun, ihr die Richtung zu geben, und

ſie über die Pfade, die dich zur Glükſeligkeit führen, auszubreiten. Sie iſt ein groſſer Fluß, den man in viele und kleine Bäche vertheilen muß. Ich habe dir eine zahlreiche Bedekkung von Tugenden zugegeben, ich habe dich einfach, großmüthig, beſcheiden, wahrheitliebend, Lügen verabſcheuend gemacht, was willſt du jezt ſagen, wenn ich mein eigenes Werk verbeſſern will? Willſt du ſagen ich ſey widerſprechend, willſt du ſagen ich habe dich betrogen, willſt du ſagen dieſe Reue beweiſe die Unwiſſenheit des Werkmeiſters? Nein Lucill. Unter mein Werk verbeſſern verſteh ich nicht es zerſtören, ſondern es mäſſigen. Künſtler erweitern ihre Arbeiten immer. Sie laſſen immer etwas für die lezte Auspolirung zurükke. Bis jezt hat die Natur dich durch meine Hand auferzogen, nun ſey ſie mit der Kunſt vermengt, doch ſo daß die Kunſt ſie nicht beflekke. Ich habe ſo viel ich konnte, in deinem Herzen die Keime der Empfindſamkeit wachſen, und fruchtbar gemacht, ich habe dieſen unſterblichen Baum unter meinen Augen aufwachſen, und ſich in Aeſte verbreiten geſehen, ich ſelbſt war ſein glüklicher und fleiſſiger Baumann. Ich hab es zugelaſſen, daß er in ſeiner Fruchtbarkeit gleichſam ausſchweifte, und daß ſeine Wachskraft beinahe unerſchöpflich würde.

Auf diese Weise hab ich dich zubereitet, daß keine Unfruchtbarkeit zu besorgen ist: so hab ich dir eine grosse Masse von Tugend beigebracht, welche weder den Zernagungen der gesellschaftlichen Ehren, noch den widerholten Schlägen des herrschenden Lasters nachgiebt. Nun kann ich diese deine unebene und rohe Tugend kühnlich feilen und poliren, ohne zubefürchten, daß sie mir breche, und das Werk mir unter den Händen in Stükken zerfalle.

Bis izt warst du aufrichtig, deine Lippe kennt die Lüge nicht, deine Empfindungen finden nichts zwischen deinem Herzen und dem Munde, frei tadelst du das Laster, du verabscheust die Bosheit. Erzittre, Lucill, indem du mich anhörst. Die Menschen verdammen sich zum Lügen. Du wirst die Anfälle einer allzustarken Liebe zur Wahrheit unterdrükken müssen. Du wirst die Fehler, und noch weit mehr die Laster der Menschen verhelen müssen, denn da alle deren mehr und minder haben, würdest du alle zu Feinden machen, und nicht einen einzigen bekehren.

Dein Herz, Lucill, kennt kein anderes als sich selbst, nun muß es auch andre kennen. Du mißt die Menschen nach dir, gläubst andre dir ähnlich; welch ein Irrthum! Gläubst du die Men-

schen insgemein so empfindlich für das Wahre, so bewegt durch die Thränen, und durch die Seufzer des Schmerzens, so freudig beim Glanze grosser Handlungen, wie du es bist? Wisse, daß es sehr oft nothwendig ist, die Stimme des Herzens stille schweigen zu heissen, um nicht von dem unerbittlichen Feinde der Gefühle, dem Scherz, gestraft zu werden.

Der gesellschaftliche Mensch kennt die Natur nicht mehr. Er hat sie in den hintersten, engsten Winkel seiner Seele verwiesen. Du hast dich selbst ihr geweiht. Siehe was die Menschen sind! Du bist in ihren Augen lächerlich. Würdest du das wol vermuthet haben? Du, inniglich und zärtlich im Mitleid, du stark und großmüthig gegen die Ungerechtigkeit, du wahrhaft und frei in deinen Meinungen, du ein entzükter Bewunderer der erhabenen Handlungen, wie wolltest du in den Augen des vorsichtigen, kalten, genauen, leichtsinnigen, verstellten, ungeraden, schmeichlerischen Weltmannes nicht lächerlich und plump seyn? Zu was für Scherzen würdest du ihm nicht Stoff hergeben? Du würdest ihm unklug, unbesonnen, unanständig, ja wol gar thöricht scheinen. Für

ihn bist du ein Wilder. Er ist für dich ein verkehrtes, in seinen Lastern selbst lächerliches Wesen.

Du wirst also, mein Lucill, die heftigen Bewegungen deiner Seele für die Einsamkeit, und der Freundschaft aufbewahren müssen. Verbirg, verbirg für den Augen der Weltmenschen die heiligen Entzükkungen der Tugend. Sie sind solcher Geheimnissen nicht würdig. Jede Grösse gränzt so nahe ans Lächerliche, daß sie leicht gar darein fällt. Du wirst keinen Menschen sehen, der mit grosser Leidenschaft rede, der vom Feuer der Tugend glühe, dessen Seele von irgend einem starken Fieber erhizt sey, der nicht zum wenigsten mit einem Lächeln empfangen werde. Der gesellschaftliche Mensch ist keiner grossen Leidenschaften mehr fähig. Die Cultur hat sie brach gelegt. Sein Zorn ist Verdruß, seine Liebe Wolgewogenheiten, seine Freundschaften Umgänglichkeit, Civilisation u. s. w. Furcht für Schande. Seine Leidenschaften haben so viel an Nachdruk verloren, als sie an der Anzahl zugenommen haben. Nun hüte du dich, der du noch eine rohe Seele hast, daß du nicht von ihrer Gewalt fortgerissen werdest.

Du kennst die Verwunderung. Welche Bewunderungen haben nicht die Wunderwerke der Natur deinem Angesicht eingedrükt? Neue Gegenstände

ſetzen dein empfindſames Gemüth in lebhafte Erſchütterungen, und du verbirgſt den tiefen Eindruk nicht, den ſie ihm mittheilen.

Deine Augbraunen zogen ſich in Bogen, deine Auglieder erhuben ſich, deine Augen blieben unbewegt, Erſtaunen verbreitete ſich über dein Angeſicht, als ich dir lehrte, die Sonne ſey eine Million mahl gröſſer als unſer Erdball, in dem unendlichen Raum der Himmeln ſeyen andre unzählbare Sonnen ausgeſtreut, welche mit gegenſeitigen Kräft n ſich anziehen, und ſo weit von uns entfernt ſind, daß ſie uns wie unbewegliche Fakeln vorkommen. Ich erinnere mich noch deines Erſtaunens. Die Bewunderung iſt die Mutter der Weisheit. Wie klein fühlteſt du dich nicht, im Angeſicht des Ganzen? Allein eben damals wardſt du groß. Wir ſind Ameiſen, und glauben uns Rieſen. Die Weisheit iſt beſcheiden: die Unwiſſenheit ſtolz. Die Ideen eines ſtolzen Menſchen ſind denen gleich die eine Raupe hat, die in ihrem Geſpinnſt, das ſie aus einem ihrer Säfte gemacht hat, begraben liegt.

In Zukunft, Lucill, wirſt du die erſten Bewegungen der Verwunderung verbergen. Hundert Dinge werden dir neu ſeyn. Du wirſt die Empfindungen, die ſie in deinem Herzen erregen, ver-

heelen müssen. Sonst würde dein Erstaunen für die Wirkung einer eingeschränkten Erziehung angesehen werden. Nichts muß dir neu scheinen. Nichts muß dich in Verwunderung sezzen. Die Menschen verachten den, der sich als ein neuer Gast in dieser Welt bezeigt: sie sehen ihn als einen schlecht unterrichteten Fremdling an. Sie messen nach diesem die Sparsamkeit seiner Kenntnisse ab. Daher wirst du sehen, wie insgemein die gewöhnliche Erziehung, die Menschen über diesen Punkt vorsichtig gemacht hat, und äusserst kalt, so daß sie mit grosser Aufmerksamkeit, die ersten Anfälle der Verwunderung vor fremden Augen zu verbergen suchen. Die Menschen handeln einzig nach Ueberlegung. Du würdest einen grossen Nachtheil mit ihnen haben, wenn du nach Empfindung handeltest.

Bis anjezt hast du keinen andern Maasstab bey Bezeugung deiner Hochachtung gehabt, als das innere Urtheil, das du über das Verdienst aus dir selbst, frey, unerschrokken, unabhängig im ertheilen, oder im abschlagen, aussprachst. Folge dieser Methode, aber verbirg dein inneres Urtheil. Mache dir diese Vorsicht zur Festigkeit. Hundert Verhältnisse, hundert unüberwindliche Bedürfnisse, hundert gerechte Beweggründe von Nüzlichkeit,

machen es dir zur Pflicht, dieſe Ausſprüche in deinem Herzen zu unterdrükken. Du zitterſt, Lucill, deine Seele wird unwillig, und ſehr betrübet! Sie iſt an dieſe Feſſeln nicht gewöhnt. Ich weiß es, allein wenn du mit den Menſchen leben willſt, ſo darfſt du ſie nicht erzürnen. Und wer würde dich wol gerne dulden, wenn du mit cyniſcher Freiheit ihre Laſter anden würdeſt? Du würdeſt ſie beleidigen, ohne ſie zu beſſern. Und wollteſt du von deiner Tugend ſelbſt beſtraft werden? Die Aufrichtigkeit kann nicht bey den Lügen, noch die Wahrheit bey den Meinungen, noch die Freiheit bey der vorſichtigen Klugheit wohnen.

Du weißt wie ſüſſe die Freundſchaft iſt. Du ſezſt ſie unter die wenige Güter, die unter den vielen Uebeln, womit dieſer Schimmer des ſterblichen Lebens beſtreut iſt, ausgeſäet ſind. Folge ihr, Lucill, verehre ſie, ſie ſey eine heilige und unauslöſchliche Flamme in deinem Herzen. Aber hoffe nicht, daß ſie das werde, wenn du dem Gefühle nicht die kalte, geruhige Unterſuchung vorhergehen läßſt. Du kennſt die Verführung nicht, die Bosheit iſt dir unbekannt; daher weißſt du nicht, daß es verführeriſche und boshafte Menſchen giebt. Du weiſt nicht, Lucill, wie viele Comedianten alle Leidenſchaften, wie viele Pantomimen alle Empfin-

dungen in ihrer Gewalt haben. Wenn du den Werth des Herzens kennst, wie du ihn kennst, so sey vorsichtig im Anbieten desselben. Dieß ist ein grosses Geschenk, es ist ein kostbares Geschenk, dessen wenige Menschen würdig sind, glaub es Lucill, es ist ein Geschenk wobei die Freigebigkeit allzu schädlich ist. Es ist unglaublich, wie anscheinend die Sanftmuth und die Menschlichkeit der Sitten bei cultivirten Nationen ist, und wie zuverläßig sie bey denen ist, die wir Barbaren nennen. Der leichte, der cultivirte, der liebenswürdige Athenienser umarmt dich, er schmeichelt dir, er macht den Empfindsamen, er redt immer von Tugend, er hat sein Geschwäz auswendig gelernt. Der liebenswürdige Athenienser! Aber hoffe nicht, daß er nach zwanzig Jahren dein beßrer Freund sein werde, als er es den ersten Tag war. Der rohe Spartaner ist von wenig Worten, von freien Manieren, wenig liebenswürdig, nicht lustig, hat keinen Wiz, ist schwer im Umgang. Nähere dich ihm, mache dich seiner Freundschaft würdig, so wirst du sehen, daß es wahr ist, was Hesiodus gesagt hat. Die Tugend wohne auf einem schrofen Fels, dessen Fuß rauhe, und mit Dornen bedekt ist.

Aber nachdem du einmal irgend jemand kennst,

der deines Herzens würdig ist: denn laß Vertraulichkeit auf Vorsicht, auf Zweifel die größte Treue folgen. Was für eine Freundschaft ist das, von jemand eingegeben der ihrer nicht fähig ist, immer in dem Freunde einen treulosen Undankbaren zu argwohnen? Was für ein unerträglicher Zustand für ein freyes Herz, immer den Wurm des Argwohnes zu fühlen, der es zerfleischt, und zernagt! Wer den Muth nicht hat Undankbare zu machen, der gehe nicht in den Tempel der heiligen Freundschaft hinein, der opfre nicht auf ihren Altären. An seinen Thoren sizt die Vertraulichkeit, nahe bey ihr liegt die Treu in ruhigem Schlafe. Aber glaube nicht, daß der Argwohn ein Verbrechen sey. Befürchte es nicht, schäme dich des Mißtrauens nicht, wenn es auch nur auf bloße Anscheinlichkeiten gegründet ist. Die guten und redlichen gewinnen bei der Untersuchung, die schlimmen aber verlieren dabey. Auf diese Weise also werden die immerwährenden Wohlgewogenheiten enger geknüpft, die falschen zerrissen. Bloß diese Methode allein kann unsterbliche Freundschaften erzeugen. Ehe du in einem andern nicht dich selbst findest, ehe entweihe die Empfindungen deines Herzens nicht. Glaubst du ich wolle dich zu einem Menschenfeind machen? Nein Lucill, ich

will dir nur den tiefen Schmerz undankbare zu haben ersparen, obgleich — wie elend bist du, wenn du nicht würdig bist welche zu haben! Wie viele macht die Wohlthätigkeit deren nicht! Wirst du sie darum fliehen müssen? Keine Undankbarkeit ist jemals im Stande den äusserst sanften Entzükkungen der Gutthätigkeit gleich zu kommen. Vorsichtige, verborgene Seelen, gelassene Berechner der Leidenschaften, ihr werdet niemals betrogen werden, erdichtete Seufzer werden euch nicht verführen, keine falsche Klagen, keine heuchlerische Thränen; aber wie sehr beklage ich euch selbst! Wird man noch immer läugnen, daß es ein erhabenes Vergnügen sey Glükliche zu machen, die Lobgesänge die das Elend der Wohlthätigkeit bringt anzuhören, und die heilige Stimmen der inniglichen Dankbarkeit. Unglüklich, wer sie nie gehört hat; unglüklich, wer durch unselige Kunst, die undankbare Verführung allzusehr fürchtend, sein Herz verhärtet hat, noch weit unglüklicher, wer unfähig sie zu fühlen geboren ist! Er ist ein Wurm ganz von seinem Moder umgeben, der zu nichts angehört, der in der Unermeßlichkeit des Ganzen völlig abgesondert ist, von der Natur in den allerverächtlichsten Winkel ihrer Werke geschmissen, bestimmt nur in sich selbst zu existiren, mehr zu schmachten als zu leben, ein vergeßner Bewoh-

ner, niemals ein erlauchter Bürger der Erde zu seyn. Allein wohin reizt mich eine allzu werthe Reihe von Gedanken! Und wer kann denn von der Tugend ohne Unordnung reden! Sie ist ein heiliges Feuer, das auf allen Seiten hinaus brennet. Den kalten, vorsichtigen, nachforschenden Wissenschaften kömmt es zu, mit sachtem und furchtsamen Schritte sich der Natur zu nähern, wir Priester einer höhern Wissenschaft, wir fliegen in ihren Schooß.

An dieser Sprache erkennst du mich. Verzeihe meinem Widerspruch. Während dem ich mir fürsezze, die gefährlichen Entzükkungen deines allzu grossen, und um mitten in der Verderbniß zu leben, allzu tugendhaften Herzens, in dir auszulöschen, kann ich meine alte Schreibart, das ist mich selbst nicht verlassen. Ich beschimpfe dich, wenn ich dir die Empfindsamkeit begreiflich machen will. Dies grosse Werk ist schon vollkommen. Was hat eine Feuersbrunst Zunder vonnöthen! Aber da ich dich zu den Wirbeln der Gesellschaft bestimmt sehe, so sey entweder nicht gröſſer als die Menschen, oder fliehe sie. Ich verlasse dich. Dies ist die lezte Lehre, die ich dir aufbewahrt hab. Ich habe mir Mühe gegeben, dich so tugendhaft zu machen, daß du dich nicht scheutest sie anzuhören.

Bücheranzeigen.

Bei Hrn. Voß und Comp. in Leipzig ist nachstehendes Buch herausgekommen und in allen wohlbestellten Buchhandlung zu kaufen.

Allgemeines Kirchenlexicon für Frauenzimmer, welche die Haushaltung entweder selbst besorgen, oder unter ihrer Aufsicht besorgen lassen. Zwei Theile 1794. gr. 8.

Auch eine nur allgemeine Hinweisung auf den reichhaltigen Inhalt dieses nun vollendeten, in einem reinen und fliessenden Stile abgefaßten Werks wird hinlänglich zeigen, daß es vor allen Büchern dieser Art vollständig, brauchbar, und dem weiblichen Publikum in Ansehung der gesammten Haushaltung unentbehrlich sei. — Es enthält eine deutliche Anweisung, alle bekannte in- und ausländische Speisen zuzurichten, giebt die besten Vorschriften zur schiklichsten Wahl, Verbindung, Anrichtung und Aufsezung derselben; lehrt alle Arten von Früchten einmachen, einsezzen und troknen; Compote, Confitüren und Gefrornes verfertigen; alle Theile der Küchen- und Zukkerbäkkerei vollkommen besorgen; und mancherlei Weine, so wie auch alle übrige Getränke, Säfte, Syruppe u. dgl. bereiten,

verbessern und aufbewahren. Auch findet man darin, mit Inbegriff des Nöthigsten, was den Keller, die Speise- und Vorathskammer betrifft, eine kurze Naturgeschichte der aufgeführten Artikel des Pflanzen- und Thierreichs; so wie eine gedrängte durch beigefügte Kupfer erläuterte Anweisung zur Tranchierkunst und Beschreibung aller Kücheninstrumente. Endlich lehrt es auch, um für jede Provinz Deutschlands brauchbar zu seyn, alle nur mögliche Fastenspeisen bereiten. Daß die alphabetische Ordnung nicht unter die geringsten Vorzüge desselben gehöre, brauchen wir hier wohl nicht erst weitläuftig zu erörtern.

Den Leserinnen dieser Monatsschrift, die zugleich Freundinnen des Gesangs und des Klaviers sind, theilen wir hier zwei italienische Liederchen mit, und hoffen, daß Ihnen dieselbe um so angenehmer seyn werden, da sich die kleine Liederkompositionen durch ihren fliessenden Gesang und ihre einfache Klavierbegleitung von selbst empfehlen werden, und die Absicht der Herausgeberinn dahin geht, ihre Freundinnen durch diese Abwechslung zu ihrem Vergnügen zu überraschen. Die Liederchen sind ursprünglich Produkte unsers deut-

schen Parnasses und von Herrn Procopio in Stuttgardt aus Geßners Idyllen ins Italienische übersezt worden, wo man solche unter dem Titel: An den Wasserfall und die Schiffarth finden kann. Der Verfasser der Vaterlandslieder für Wirtemberger, Pfarrer Christmann in Heutingsheim, hat sie in Musik gesezt, und sie als Probe seiner Hirtenlieder, denen solche als Anhang beigefügt sind, für die Einsiedlerinn uns mitgetheilt.

Die Herausgeberinn ergreift zugleich diese Gelegenheit, die Liebhaberinnen dieser reizenden Muse auf die Erscheinung einer kleinen Liedersammlung aufmerksam zu machen, die sich durch typographische Eleganz, auch zugleich durch eine sorgfältige Auswahl der Gedichte und durch meisterhaften musikalischen Ausdruk empfiehlt, und die in Rükficht sowohl einer reinen Harmonie als auch in Rükficht aesthetischer Schönheiten vielleicht manches Duzzend von dergleichen Modeprodukten aufwägen wird. Es sind die Lieder von Hans Georg Nägeli in Zürich, die er auf seine Kosten drukken ließ, einem Manne, dem überhaupt die Verbreitung des guten Geschmaks in und ausser seinem Vaterlande sehr vieles zu verdanken hat, und der mitten in unserm stürmischen Zeitpunke, wo sich die Musen so schüchtern überall zurükziehen, jenen Plan einer musikalischen Leih-

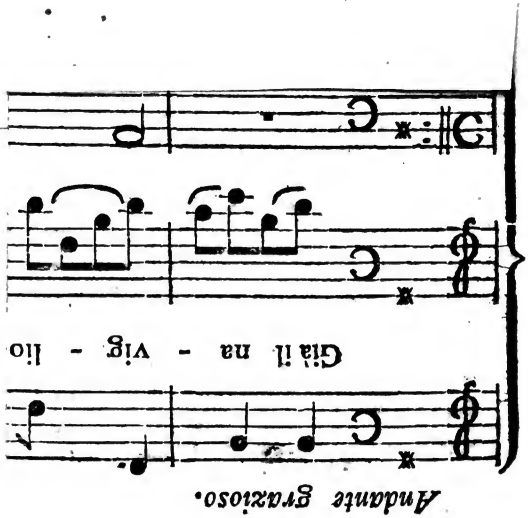
bibliothek, an welchem die vor einigen Jahren zu Speier bestandene philarmonische Gesellschaft scheiterte, so glüklich ausführte.

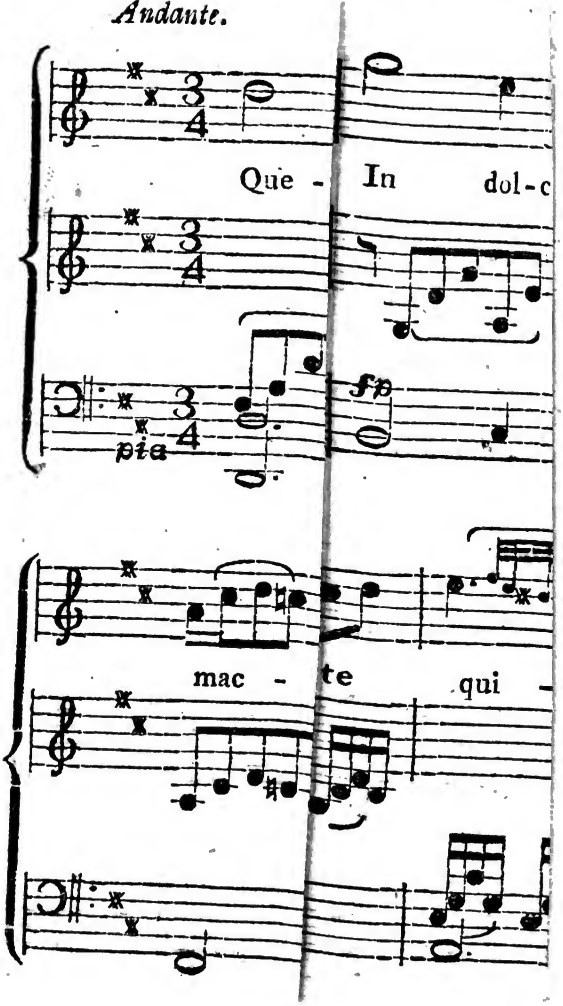
Die Anzahl gedachter Liederchen beläuft sich auf zwanzig, worinn folgende Gedichte enthalten sind:

1. An Daphnis Klavier von Miller.
2. Heidenröslein von Göthe.
3. Morgenlied von Jakobi.
4. Der Blik der Liebe von Miller.
5. Frühlingslied von ebend.
6. Lied von Stollberg.
7. Wiegenlied von ebend.
8. Muttertändelei von Bürger.
9. Beim Erndteschmaus von Miller.
10. Die Sängerinn im Walde von Göz.
11. Abendgesang auf der Flur von Claudius.
12. Das Vergißmeinnicht.
13. An die Grille.
14. Die Blume des Lebens von Herder.
15. Liebe von ebend.
16. Schön Suschen von Bürger.
17. Im Sommer von Jakobi.
18. An — von Claudius.
19. Die höchste Glükseligkeit von Klopstok.
20. Die Sommernacht von ebend.

imavera tosto viene
prirti di verdura,
to umor, scorrerai bene,
compagna avrai frescura.

se all' ombra tua sedente
iesca un canto ameno,
à Nipoti d'innocente
a colmi giorno il seno?




Andante.
Que - In dol-c
pia
fp
mac - te qui -

F o
dol-c

Innhalt.

Seite

Ueber den ersten Eindruk, den Menschen auf Menschen machen. 97.

Frage an Selma. von K.... r. 118.

An Sylpha. von K.... r. 119.

Das Weib des Pilatus. v Kr. 121.

Briefe über meinen kleinen Jungen und seine Erziehung. von Marianne Ehrmann. 136.

Spanien. Fragment aus einer unabdruckten Geographie für Frauenzimmer. v. T. F E. 150.

Schreiben eines Lehrers an seinen Schüler. 175.

Bücheranzeigen. 189.

DIE EINSIEDLERINN AUS DEN ALPEN.

Zur
Unterhaltung u. Belehrung
für
Deutschlands und Helvetiens
Töchter.

von

M. A. EHRMANN.

IV. Band. 12. Heft.

1794.

ZÜRICH.
bei Orell, Gesner, Füsli & Comp.

Die junge Wittwe.

Eine

Geschichte aus ihren Papieren gezogen.

(Beschluß.)

Fünfzehnter Brief.

An Sophie Silberhorn.

Scharrenthal, am ...

Mit dem Baron, liebe Sophie, lebe ich noch in der alten unerträglichen Spannung! — Zwar schleicht er mir immer nach, wie der Schatten, und steht jeden Augenblik im Begriff, mich anzusprechen, wenn ich es nur darzu kommen ließe. Was könnte er aber wohl, auſſer jenen abgenützten und aus der Moral des Lasters entlehnten Entschuldigungsgründen aller leichtsinnigen Männer vorbringen? — Nimmermehr würde er mir dadurch wieder die vorige Achtung abnöthigen! Weit beſſer ist es also, wir bleiben getrennt! — Ich leugne es übrigens nicht, daß ich in manchen Augenblikken, wo das Herz

noch für ihn spricht, sein grosses Verbrechen an dem Mädchen nicht begreifen kann! — Aber, wüßte ich nicht zu gut, wie die Männer jezt fast insgemein über diesen Punkt denken, so wollte ich diesen Fürsprecher für ihn wohl noch gerne anhören. Wie unzählig oft wird nicht das höchste Glük beider Geschlechter, die Liebe, in Wollust hingemordet! Kaum sollte man es glauben, daß die Männer gegen unser schwaches Geschlecht einer solchen Grausamkeit fähig wären, und doch finden sich überall solcher bedaureuswürdiger Opfer genug. Sollten die Gesezze hierüber nicht durchaus weit strenger seyn als sie sind? Sollte der Vater nicht am Altare versprechen müssen, für Mutter und Kind zu sorgen, und wenn er auch die Uebereilung begangen hätte, sich mit dem niedrigsten weiblichen Geschöpfe in sträflichen Umgang einzulassen? Dies allein könnte so manchen Lüstling vorsichtiger machen, und tausend unmenschliche Laster, die oft die Folge eines einzigen schwachen Augenbliks sind, würden verhütet. Es gäbe aus unehelichen, meist schlecht erzognen Kindern der Böswichter weniger, der Buhlerinnen weniger aus verführten Mädchen.

So lange noch die Gesezze Verbrecher von dieser Art nur mit einer bloßen Geldstrafe durchschlüpfen lassen, eben so lange werden Verführung und Wol-

luſt in ihrer ganzen Kraft fortwirken können, und dieſe Peſt im bürgerlichen Leben wird endlich ſo allverherend um ſich greifen, daß man die Enthaltſamkeit nur kaum noch als romantiſches Ideal ſich wird denken können, an deren Ausführung man im Voraus verzweifelt. Giebt es nicht jezt ſchon Geſellſchaften genug, wo man von unedler Befriedigung ſeiner Lüſte als von der gleichgültigſten und unſchuldigſten Handlung ſpricht? — Auf dieſe Art muß das Laſter unter den Menſchen noch endlich mechaniſch werden; denn, wenn das Ehrengefühl nichts mehr über ſie vermag — von wahrer Liebe zur Tugend will ich gar nicht ſprechen, — ſo ſinken ſie ganz in den thieriſchen Zuſtand zurük, und morden um einer Minute Wolluſt das Glük Anderer auf ewig! — Hätte die Vorſehung nicht die Strafe ſelbſt ins Laſter gelegt, unſere oberflächlichen Geſezze würden ſie ſicher nicht darein legen. Nur iſt es ſo äuſſerſt traurig, daß oft eben dieſe Strafe auch die Unſchuldigen mit trifft! — Daß aber der Baron auch unter dieſe armſelige Menſchenklaſſe gehörte, o dies hätte ich in Ewigkeit nicht geglaubt, und doch iſt es ſo! Ruhe wird mir ſeit dieſer Gewißheit wenig mehr zu Theil werden, es ſey denn, daß ich ſie an deinem Buſen wieder finde.

Luiſe Walling.

Sechszehnter Brief.

An Sophie Silberhorn.

Scharrenthal, am . . .

Bald muß ich glauben, daß ſich die ganze Hölle gegen mich verſchworen hat! Wie wollte ich auch aus dieſem Gewirre ſonſt klug werden? Mein Vater, von dem ich doch hätte vermuthen ſollen, er würde mich beſſer kennen, ſchrieb mir da vorgeſtern in den beſorglichſten Ausdrükken, es ahnde ihm, ich ſei in den Baron verliebt; und wenn dies auch nicht wäre — fährt er fort — ſo könne er mich doch keinen Augenblik länger an einem Orte laſſen, wo die Welt mich für die Maitreſſe des Barons halte. Himmel, mich, die ich gegen den Baron in einer ſo groſſen Entfernung ſtehe? —

Nun gut, ich werde dem zu ſorgfältigen Vater folgen, um durch meine ſchnelle Abreiſe dem Scheine auszuweichen; aber dahinter muß ich noch kommen, wer dieſen Verdacht ausſprengte, eher werde ich gewiß nicht ruhen! — Glaube aber ja nicht, Sophie, daß es mich ſchwer ankömmt, den Baron zu verlaſſen. Dies ſagte ich ihm heute ganz trokken, als ich ſeiner Zudringlichkeit nicht mehr aus-

weichen konnte. Sonderbar muß es ihm übrigens vorgekommen seyn, warum ich mich über nichts bestimmt erklärte. Hier schikke ich dir unsere ganze Unterredung schriftlich, so gut sie mir noch einfiel. Sie wird dich überzeugen, wie wenig deine Furcht wegen einer heimlichen Leidenschaft, die du in mir vermuthest, gegründet ist. Was, ich sollte einen Mann lieben können, der sich schon als Lüstling herumtrieb? — In alle Ewigkeit nicht, Sophie! Ich würde mich für meinen Gatten im Grabe schämen, der dieses Laster gerade am meisten verabscheute! — Lies nur liebe Sophie, und du wirst sicher nicht länger an den Worten deiner Luise zweifeln! —

Im Garten.

Er. Um Gotteswillen Luise, weichen Sie mir nicht länger aus! —

Ich. Sie verzeihen, Herr Baron, ich habe Geschäfte.

Er. Unmöglich wichtigere, als mich der schröklichsten Ungewißheit zu entreissen! — Sprechen Sie aufrichtig. Luise, was haben Sie gegen mich?

Ich. Nichts, Herr Baron.

Er. Nichts? — Und doch straft Sie Ihr gesenkter Blik der Unwahrheit? —

Ich. Gnädiger Herr, lassen Sie mich! —

Er. Gott, wo nehmen Sie nur wieder diesen herzlosen Titel her? — Einst war ich doch Ihr Freund.

Ich. Sie waren es.

Er. Und warum bin ichs jezt nicht mehr? — Aus leidenschaftlicher Liebe kann bei edlen Menschen Freundschaft werden, aber aus wahrer Freundschaft unter Leuten von Gefühl und Erziehung nie diese kalte Gleichgültigkeit. Luise, warum so hart und unbarmherzig gegen mich? — Der Verbrecher auf dem Schaffott erfährt doch wenigstens seine Missethat, und stirbt dann von der Ungewißheit befreit, nur den einfachen Tod, aber ich . . . o ich bin noch weit unglüklicher als er! —

Ich. Schweigen, Herr Baron, ist in gewissen Lagen Pflicht.

Er. (Feurig) Nein, Grausamkeit ist es hier, die Sie vor Gott und Menschen nicht verantworten können! — (Mit steigendem Affekt.) Wie verschroben muß der Kopf und wie hart das Herz seyn, welches die Ruhe eines andern durch übel angebrachte Verschlossenheit so mißbrauchen kann!

Ich. Es thut mir leid, daß ich mich jetzt so einseitig von ihnen muß beurtheilen lassen.

Er. Wie? Am Ende sollte ich wohl gar noch Unrecht haben? — Aber aufrichtig gesprochen, Luise, ist Ihre räthselhafte Zurükhaltung nicht ein wahres Verbrechen? Streitet sie nicht durchaus gegen Gefühl, Menschenliebe, und Dankbarkeit?

Ich. Gegen Dankbarkeit? —

Er. Ja gegen Dankbarkeit! — Oder sind Sie dem Manne keinen Dank schuldig, der Ihnen durch seine Freundschaft einst so manche vergnügte Stunde machte? Der so warmen Theil an Ihren Leiden und Freuden nahm, der Ihre angegriffene Ehre zu der seinigen machte, der Sie schäzte, verehrte, liebte? Es thut mir wehe, Luise, Ihnen hier meine süssesten Gefühle so vorrechnen zu müssen; allein Sie zwingen mich dazu, und werden mich noch zu weit grössern Exzessen zwingen, wenn Ihr Herz sich noch länger nicht aufschließt. Der Arglose sucht seinen größten Vorzug in der biedern Offenherzigkeit, nur der schlaue Bösewicht, oder der finstere Menschenhasser labt sich an dieser ausgesonnenen Marter! —

Ich. Denken Sie von mir, was Sie wollen, ich kann nun nicht anders handeln! —

Er. (Bitter) So, Sie nehmen also, um unsere Freundschaft aufzulösen, lieber diesen elenden Ausweg, den sonst nur krüppelhafte Seelen wählen,

als daß Sie groß und edel, gerecht und gefühlvoll vor mich hintreten, und mich muthig ins Gesicht anklagen? Einer Luise, hätte ich freilich mehr Herz und festern Sinn für die heiligsten Pflichten der Freundschaft zugetraut! —

(Hier blikte ich verlegen zur Erde)

Nun denn, wenn alles nichts hilft, so erlauben Sie mir doch wenigstens zu rathen, was Sie ungefehr gegen mich haben könnten? —

(Ich wollte mich losreissen, er hielt mich)

Fort lasse ich Sie nicht, und sollte mir Ihre kalte Zurükhaltung noch so wehe thun! — — Sagen Sie mir, Luise, bin ich vielleicht verläumdet worden? —

Ich. Nein! —

Er. Oder habe ich Sie in meinem Unmuth hier und da nicht delikat genug behandelt? —

Ich. So was müßen Sie nur eitle Weiber fragen.

Er. Oder sind Ihnen meine Grundsäzze zuwider?

Ich. Wie so? Sie klingen ja schön!

Er. Oder haben Sie Widersprüche in Worten und Handlungen an mir bemerkt? —

Ich. (Verlegen) Hm, dies beschuldigt man ja nur uns Weiber! —

Er. Oder ist es übertriebener Tugendparoxismus,

vielleicht gar Mißtrauen in meine Rechtschaffenheit, daß Sie mich jezt so fliehen und fürchten? —

Ich. Herr Baron ich besizze Ehrengefühl, und weiß, wie weit ich meiner Schwäche trauen darf, ohne mich auf andere zu verlassen.

Er. Dacht ichs doch auch, daß es so was nicht seyn könne? Sie würden in diesem Falle gewiß so viel Gefühl haben, mich mit der sanften Sprache des Herzens zu warnen, ohne in dies gefühllose Extrem zu verfallen. Sie würden Ihre Trennung menschenfreundlicher, liebevoller, wohlanständiger und pflichtmässiger einrichten.

(Hier hielt ich seinen festen Blik nicht aus.)

Jezt noch eine Frage! — Sind Sie etwa mit einem Glüklichern versprochen? —

Ich. Nein, ich bin frei, sonst würde ich es Ihnen längst entdekt haben.

Er. (Heftig) Dann weiß ich bei Gott nicht mehr, was ich von Ihrer Verschlossenheit und Furcht denken soll? —

Ich. Ist es denn nicht genug, das ich es weiß?

Er. Luise! — Ich bitte und beschwöre Sie zum leztenmal, verhüten Sie, daß mir das menschliche Herz durch diese ungerechte Zurükhaltung nicht auf ewig verdächtig wird! —

Ich. Meine Schuld ist es nicht, wenn so was kommen sollte.

Er. Aber, um Gottes Barmherzigkeit willen, wessen Schuld ist es denn? — (Pause) Sie sind also fest entschlossen abzureisen, und mich in dieser schröklichen Ungewißheit zu lassen? —

Ich. Muß ich etwa nicht? —

Er. Auch nicht einmal schreiben werden Sie an mich? —

Ich. Schwerlich, Herr Baron! —

Er. Auch nicht mehr an mich denken? —

Ich. O ja, aber wie? — Dies ist eine andere Frage! —

Er. Also nicht versöhnt, nicht mit der reinen Achtung und Freundschaft, wie in den ersten Tagen unserer glüklichen Bekanntschaft? (Aeusserst schwermüthig) So sind die Menschen! Nichts Festes, nichts Ausdaurendes, nichts, das man versichert wäre, morgen wieder an ihnen zu finden. Ewiger Wankelmuth mischt sich in alle ihre Handlungen; das Weib wird darüber zum herzlosen Geschöpfe, und der Mann zum faselnden, wortbrüchigen Knaben! — So sind sie...

(Ich riß mich endlich vor Angst mit Gewalt los.)

Siebenzehnter Brief.

An Sophie Silberhorn.

Hornburg, am . . . .

Ich schreibe dir nun wieder aus meiner Vaterstadt, liebe Sophie, aber mit der festen Ueberzeugung, daß wir Weiber oft mit den besten Absichten doch sehr leichtsinnige Geschöpfe sind! — Nach reiferer Ueberlegung dünkt es mich jezt, daß ich in der Härte gegen den unglüklichen Baron zu weit gieng. So übereilt handeln feurige Köpfe, wenn sie sich von ihrer Einbildungskraft hinreissen lassen. Zwar ist es um einen Lüstling immer ein scheuslicher Gegenstand; allein beim Baron können doch Umstände vorwalten, die das Verbrechen vielleicht verringern. Wenn ich an die leidenschaftliche Wärme denke, womit er unsere lezte Unterredung beseelte, dann sollte ich beinahe glauben, daß er mehr für mich fühle, als blosse Freundschaft!

Was muß er nun von mir denken? Wie es mir auch nur möglich war, ihm auf den feurigsten Ausguß seiner Seele so kalt und einsilbig zu antworten! — Hätte ich doch um alles die Unterredung nur auch ein Bißchen herzlicher eingerichtet! Ist

er das, für was ich ihn halte, so verdiente er doch wenigstens mein Mitleiden; ist er es nicht, so hätte ich ihm von mir keinen so üblen Begriff beibringen sollen. Mir ganz allein habe ich es nun zuzuschreiben, wenn er mich für ein stumpfes Geschöpf hält, das mit Männergefühlen spielt; denn daß ich aus blossem natürlichen Abscheu gegen Lüstlinge und aus noch andern Gründen so handelte, wird er gewiß nicht ahnden, er mag nun sträflich seyn oder nicht. Rund heraus konnte ich zwar von dem Verdacht gegen ihn nicht sprechen, sonst hätte er mich für eifersüchtig und neidisch gehalten; aber ihn so unbarmherzig spannen, hätte ich doch auch nicht sollen!

Wer anders als ich ist nun Schuld, daß er wieder in seine alte Schwermuth zurükfiel, von der mir mein Oheim eine so traurige Schilderung machte! — O daß man doch oft mit dem besten Herzen, bloß durch eine glühende Fantasie andere martern kann, da doch nichts unverzeihlicher ist, als fremde Thränen auszupressen. Man sollte bei so was immer auch auf den Gegenstand Rükksicht nehmen, den man vor sich hat. Hätte der Baron weniger reizbares Gefühl, und eine stumpfere Einbildungskraft, so könnte ihn mein übereiltes Betragen auch weniger kränken; so aber muß er

sein Verbrechen durch mich doppelt schwer büssen.

Meinem Herzen, liebe Sophie, bin ich seither auf die Spur gekommen, und habe gefunden, daß es sich mehr aus heimlicher Eifersucht, als aus sonst einem reineren Grunde so weit vergaß. Gott, was ist doch der Mensch für ein buntes Gemisch von Widersprüchen, und wie steht er so beschämt da, wenn er ohne Eigendünkel in sein Innerstes eindringt. — Lieben würde ich den Baron zwar ungerechtfertigt nie können, allein wer gab mir das Recht, ihn auf diese rohe Art zu behandeln? Daß er mich übrigens im Stillen liebte, kömmt mir jezt ohne Eitelkeit ganz wahrscheinlich vor. Der Himmel weiß, wie sich das Ganze noch enden wird, und ob ich je wieder über mich selbst beruhigt werde? — Der Baron steht mir mit allen seinen Leiden Tag und Nacht vor Augen, und doch kann ich es, ohne mich wegzuwerfen, nicht ändern. Rathe mir doch liebe Sophie! —

Noch eins, ich weiß nun auch woher das Mißtrauen meines guten Vaters kam. Der hagere Wilhelm und seine Helfer haben es bei ihm, wie ich gleich abndete, angeblasen, und das mit desto grösserem Erfolg, da mein Vater nichts von ihren Verfolgungen gegen mich in Scharrenthal wußte. Mir ist nur bange, diese elenden Menschen

möchten nicht eher aufhören, mich zu verfolgen, als bis meine Gesundheit und Ruhe völlig dahin sind! —

Luise Walling.

Achtzehnter Brief.

An Sophie Silberhorn.

Hornburg, am ....

Schröklicher kann es bei Gott dem größten Verbrecher nicht zu Muthe seyn, als es mir jezt ist! — O Sophie, stosse mich weg von deinem edlen Herzen, ich habe einen Unschuldigen gemartert, zwar nicht absichtlich, aber doch wirklich gemartert! — Gott, wo hatte ich damals nur meine Sinnen, daß ich mit dem Edlen nicht offenherzig sprach, der mich noch dazu in so lebhaften Ausdrükken darum bat? — Unselige Zurükhaltung, du verbreitest Menschenelend, und verschlimmerst das Herz! Der gute trefliche Baron, ist also nicht nur völlig unschuldig, sondern er wurde auch noch der Wohlthäter jenes Mädchens und ihres Kindes, wegen der ich einen so harten Verdacht auf ihn warf. Ganz sicher verschwieg er mir diese Ge-

schichte nur darum, um den wahren Verführer, einen benachbarten Edelmann, zu schonen, und diese so schöne Handlung nicht durch den Anstrich von Pralerei zu entweihen. Ahndete es mir bei kaltem Blute doch immer, daß in dem Betragen des Barons zu viel Herzlichkeit, Biederkeit und Natur liege, um ein heuchlerischer Verbrecher dieser Art seyn zu können. Und ich Elende konnte ihn auf den blossen Verdacht hin so unbillig behandeln? — Meine Thränen rinnen glühendheiß auf dieses Papier; ich hasse mich selbst; ich bin untröstlich.... Laß mich nur erst wieder zu Fassung kommen....

Nun ja, liebe Sophie, es war vor ungefähr drei Stunden, als ich zufällig an einer unserer schönsten Kirchen vorbei gieng. Meine düstere Stimmung und die in tiefe Wehmuth gehüllte Seele zogen mich unwiderstehlich in den geheiligten Tempel. Schon beim ersten Eintritt umgab mich die feierlichste Todesstille. Die ruhigen Bewohner der Gräber schienen mich in ihre öden Wohnungen einladen zu wollen. Ich warf mich gerührt vor den Altar hin, und dachte Gott in seiner Allmacht und Grösse, als ein leise seufzendes Echo, mich in diesem unaussprechlichen Gedanken störte. Das seufzende Echo tönte wieder und wieder, und doch sah ich in der ganzen Kirche keinen

Menschen. Beinahe würde mir meine etwas erhizte Phantasie einen Streich gespielt haben, wenn ich mich nicht mit Entschlossenheit aufgerafft hätte, um dem seufzenden Echo auf die Spur zu kommen. Ich gieng und schlich, ich bebte oft zurük und schlich wieder durch alle düstern Gänge hindurch, bis ich endlich in einem Winkel einen alten Mann fand, der gebeugt und traurig in einem Stuhle saß und betete. Meine Neugierde ward jezt aufs höchste gespannt, und da ich ihn für einen Unglüklichen hielt, der vielleicht Hülfe bedürfte, so besah ich ihn genauer, und fand .... meinen ehemaligen Reisegesellschafter, den dir bekannten Greis aus Brüssel.

Auf die hastige Frage, wie er hieher komme, und was er hier thue? antwortete er mir ganz kurz; er habe damals schon als ich ihn kennen lernte, in diesen Gegenden eine unglükliche Tochter sammt ihrem Kinde, die von ihrem Verführer verlassen, endlich an der Thüre eines ihm ganz fremden Edelmanns vor Hunger und Kummer gestorben seyn soll. Noch habe er bis jezt den Namen dieses Edlen, der sie in den lezten Augenblikken der Verzweiflung unterstüzte, nicht erfahren können. Kurz Sophie, alle Umstände überzeugten mich, daß diese Unglükliche jenes arme verführ-

führte Mädchen war, mit der ich den Baron in Verdacht hatte. Die Arme hatte einst bei der Gattin ihres Verführers als Kammerjungfer gedient, und wurde dann unbarmherzig verstossen, als die Folgen ihres sträflichen Umgangs sichtbar wurden. Seither zog sie in der Armuth herum, und hatte nicht den Muth, in ihre Heimath zurükzukehren, bis ihr Vater, der unglükliche Greis, sie selbst vergebens aufsuchte.

Ich nahm den gebeugten alten Mann in meine Wohnung, und versprach ihm bald von Scharrenthal aus Nachricht von dem jezzigen Aufenthalt seines Enkels zu verschaffen. In ihm wolle er noch — sagte er — den unglüklichen Ueberrest seiner Tochter umarmen, und dann ruhig sterben! — Unter diesen Umständen ist es nun meine heiligste Pflicht, ihn geradezu mit nach Scharrenthal zu nehmen. Oder glaubst du wohl, Sophie, daß ich je wieder ruhen könnte, ohne den verkannten Baron zuvor mündlich um Verzeihung gebeten zu haben? — Wer auf Kosten eines solchen Herzens hin so schwer frevlen konnte, wie ich frevelte, darf nicht erst den Stolz fragen, ob es ihm auch gelegen sey, alles wieder gut zu machen? — Mein Vater will zwar, um der Leute willen, meine Reise dahin nicht recht billigen, allein hier, wo es

darum zu thun ist, sich bei einem edlen Mann wieder in Achtung zu sezzen, gelten diese Einwendungen nicht. Mir ist zwar bange auf den ersten Anblik des Barons, aber dennoch bleibe ich fest bei meinem Entschlusse, und sollte er mich zum Lohne für meine Unbesonnenheit weit ärger demüthigen, als ich es verdiene. Alles bestimmt mich hiezu, sogar mein Oheim, der mich vor seinem Ende noch zu sprechen wünschte, und da nun die Pfarrerin mit ihrer ganzen Sippschaft fortgezogen ist, so weht in Scharrenthal wieder reine Luft! — Also wieder einmal voll guter Hoffnung deine traute

Luise Walling.

Scharrenthal.

Eine Laube im Schloßgarten.

(Der Baron sizt hinten in der Ekke, den Kopf schwermüthig auf den Arm gelehnt.)

Luise. (Nähert sich ihm schüchtern) Herr Baron, Sie erlauben . . . .

Baron. (Sieht und hört sie nicht.)

Luise. (lauter) Gnädiger Herr, ich bin gekommen um . . . .

Baron. (Springt auf, sieht sie an, und sezt sich wieder stumm hin.)

Luiſe. (Wärmer) Herr Baron . . . . Freund — wollt ich ſagen, kennen Sie mich nicht mehr? —

Baron. (Finſter) Warum nicht, Madam, nur zu gut.

Luiſe. Wie aber, wenn Sie ſich in mir eben ſo gut geirrt hätten, als ich mich in Ihnen geirrt habe, edler Mann? —

Baron. (Bitter) Edler Mann! — Und zuvor war ich in Ihren Augen ein Böſewicht, der nicht einmal die Barmherzigkeit gehoß ſeine Verbrechen zu hören.

Luiſe. Geſezt nun, ich wäre bereit alles wieder gut zu machen, könnten Sie mir wohl verzeihen? —

Baron. (Immer bitterer) Es giebt gewiſſe Menſchen, man heißt ſie Weiber, die mit ihrem bodenloſen Herzen eben ſo leicht beleidigen, als um Verzeihung bitten.

Luiſe. (Wiſcht ſich eine Thräne vom Auge) Sobald aber dieſe gewiſſen Menſchen nur aus Irrthum beleidigten, und jezt aus wahrer Reue wieder um Verzeihung bitten, iſt es dann für den Beleidigten nicht hohe Pflicht ihnen zu verzeihen? —

Baron. Hm! — Wenn uns an ihrer Achtung noch was gelegen, iſt dann wohl, aber ſo . . .

Luiſe. (Wehmüthig) Sie ſagen mir harte Dinge, Herr Baron . . . Doch ich habe ſie verdient! —

Baron. Getroffen, Madam! Und das schlimmste dabei ist, daß ich heute gerade in der Stimmung bin, Ihnen noch weit härtere Dinge zu sagen, wenn sie mir nicht ausweichen.

Luise. (Sanft) Das heißt, Sie wollen es mit mir im vollen Sinne wett machen! —

Baron. (Ernst) Rachsucht ist meine Sache nicht; was ich übrigens doch einmal weiß, das weiß ich! —

Luise. Mich dünkt aber, daß auch Sie sich vom Irrthum hinreissen lassen.

Baron. Nichts weniger, Madam! —

Luise. (Herzlich) Guter, lieber, unvergeßlicher Freund, es würde sich im Augenblik alles aufklären, wenn Sie jezt so offen gegen mich wären, als Sie einst von mir es verlangten!

Baron. (Lacht bitter) Ha, ha, ha! Die Weiber vergessen doch ihre unersättlichen Forderungen nie, ob sie schon nicht Güte des Herzens genug haben, irgend etwas der Art erst selber zu gewähren.

Luise. O Gott, Sie kommen immer wieder auf das Alte zurük, und diesen Mißverstand zu heben war doch gerade die Absicht, warum ich hieher reiste! —

Baron. Ja vor Zeiten, als Ihr Herz noch edel zu seyn schien, da hätte ich so was gerne geglaubt; aber nun bin ich völlig überzeugt, wie sehr ich für Sie zum Gegenstand des neugierigen Mitleidens wurde! —

Luise. (Mit Wärme) Herr Baron, jezt da ich (legt die Hand aufs Herz) dies heftig schlagende Herz so laut pochen höre, ist es gar keine Frage, wer in diesem Augenblik mehr Mitleiden verdient! —

Baron. (Für sich) Beinahe rührt sie mich! Doch sie ist eine Heuchlerinn, was will ich weiter. (Laut) In der That, Madam, Sie haben seit unsrer Trennung die Kunst, Gefühle nachzuäffen, meisterhaft gelernt.

Luise. (Sehr gerührt) Freund, wenn ich mit dieser Beklemmung eines reuevollen Gemüths heucheln kann, dann heuchelt bei Gott die ganze Natur, die ich jezt zum Zeugen meiner Aufrichtigkeit anrufen möchte! — (Pause) Von was für elenden Menschen haben Sie wohl diesen Verdacht? —

Baron. Es ist nun, wie es ist, Madam, fragen Sie mich nicht weiter.

Luise. (Traurig) Dann haben wir ja ausgesprochen!

Baron. Natürlich! —

Luise. Und ich soll mich entfernen, nicht wahr? —

Baron. Dies mag wohl das beste Mittel seyn, um mir Verdruß zu ersparen.

Luise. (Mit edlem Stolze) Gut, Herr Baron, wer sich auf alle die mißlungenen Versuche hin, Ihnen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, nicht nach selbst einiger massen zu schäzzen weiß, der verdient, wenn er sich nicht entfernt, daß man ihn noch weit bitterer behandelt, als Sie mich behandelten! —

Zimmer des Barons.

(Am andern Tage.)

Baron. (Im Selbstgespräche) Das war eine Nacht! .... So erlebte ich noch keine ... Und doch der so tröstliche Traum dazu .... Woher wohl diese lebhafte Seelenbeschäftigung? .... Diese süsse Ahndung? .. (Pause) ... Possen, lauter Possen ... Mein schwaches Herz hat noch zum leztenmal ihre Rechtfertigung gewünscht, und die erhizte Phantasie sezte dann die trügerischen Bilder zusammen ... Ja, wenn ich die Weiber nicht kennte ... Umsonst reiste sie nicht so unvermuthet von hier fort ....

Nicht einmal die Urſache konnte ſie angeben . . . (Pauſe) . . . Sie iſt eine Buhlerin . . . . und das eine feine, ausgelernte Buhlerin! . . . Die nur wieder kam, um . . . Genug, ohne Grund warnten mich ehrliche Männer ſicher nicht! . . .

Luiſe. (In Reiſekleidern) Ich wollte die Ehre haben, bei Ihnen Abſchied zu nehmen, Herr Baron! —

Baron. (Gleichgültig) So! . . . (Pauſe) . . . Sezzen Sie ſich! . . .

Luiſe. Sie verzeihen, ich will Ihnen nur noch ſagen, daß ich abreiſe, um ewig nicht wieder zu kommen! —

Baron. (Noch kälter) Ei! . . . (Pauſe) . . .

Luiſe. Und Sie, für deſſen Herzensgüte ich ſonſt Welten verwettete, können mich ſo unverſöhnt reiſen laſſen? —

Baron. Wo kein Streit war, bedarf es auch keiner Ausſöhnung.

Luiſe. (Gefühlvoll) Gott im Himmel, ſchon ſo ganz gleichgültig bin ich Ihnen geworden? —

Baron. (Für ſich) Wenn ich ihrer doch nur los wäre! — (Laut) Sie haben hübſches Wetter zum Reiſen; Madam.

Luiſe (Wehmüthig) Ach Gott, als ob der

Sturm in meiner Seele nicht schon fatal genug wäre! —

Baron. (Für sich) In der meinigen stürmts auch! — (Laut) Wenn Sie wieder unter Ihre Anbeter in die freie Stadtluft kommen, wird es schon besser werden.

Luise. (Arglos) Glauben Sie dies? . . Ohne Freund . . . ohne Vertraute . . . mit Ihrem unauslöschlichen Haß! —

Baron. (Auffahrend) Sagte ich Ihnen doch schon oft, daß ich niemand hasse! —

Luise. (Feurig) Ich schwöre Ihnen aber, Herr Baron, daß es mir weit lieber wäre, wenn Sie mich haßten und auch ich Sie hassen könnte.

Baron. Ich wüßte nicht . . .

Luise. O dieser traurige Mittelweg, den wir aus gegenseitigem Mißtrauen einschlugen, ist weit unerträglicher! —

Baron. (Lacht bitter) Ha, ha, ha! —

Luise. Schmeicheln wir uns dabei nicht noch immer, und fast unwillkürlich, mit der Hofnung einer wiederauflebenden gegenseitigen Offenherzigkeit, und mit der Gewißheit einer unverkennbaren Seelenharmonie?

Baron. (Für sich) Wie die Zauberin so richtig wahrsagen kann! — (Laut) Sie schmeicheln sich noch ungemein viel Madam.

Luiſe. (Im feſten Tone) Und das alles mit der Zuverſicht eines guten Gewiſſens, weil ich Sie kenne, mich kenne, und . . . .

Baron. Und? . .

Luiſe. Und, weil es für Leute von unſerer Denkungsart höchſt ſchimpflich wäre, unverſöhnt auseinander zu gehen. Sie haben mich geſtern durch Ihr bitteres Betragen zu ſehr gebeugt, als daß ich mich deutlicher erklären konnte. Heute aber will und muß ich Ihnen über unſere Spannung noch einige Vorſtellungen machen!

Baron. Wenn ich aber durchaus nichts mehr davon hören mag, und Sie inſtändig bitte, mich mit aller fernern Zudringlichkeit zu verſchonen? — Wenn ich . . .

Luiſe. (Standhaft) Gelaſſen, mein Freund, für jezt muß die Politeſſe durchaus einen Augenblik der Nothwendigkeit weichen, um Sie mit Gewalt zu überzeugen, wie lange ich Sie aus Irrthum in dem ſchändlichſten Verdacht hatte!

Baron. (Brauſend) Mich in einem ſchändlichen Verdacht? —

Luiſe. Ja Herr Baron, und das unſchuldiger Weiſe, aus bloſſer Uebereilung, aus Leichtgläubigkeit, aus bloſſer Eifer . . . O erlaſſen Sie mir dies lezte aufrichtige Geſtändniß, edler

Mann! — Es giebt im menschlichen Herzen oft Geheimnisse, über die man erröthet! —

Baron. (Für sich) Auf mich eifersüchtig? — Ha wenn dies wahr wäre! — (Laut und halb gerührt) Luise! —

Luise. (Zärtlich) Freund! —

Baron. (Hastig) Weiter, weiter, Luise, daß ich diesen schwer drükkenden Stein dann auch durch ein aufrichtiges Geständniß von meinem Herzen wälze! —

Luise. Sie werden sich noch erinnern, edler Mann, wie sie sich so geheimnißvoll jener armen Verführten und ihres Kindes annahmen, die an Ihrer Thüre vor Kummer starb?

Baron. Nun ja, es war weiter nichts gethan als meine Pflicht, mit der ich die Ehre eines Bekannten aus der Nachbarschaft zu schonen suchte.

Luise. So groß und schön damals Ihre edle Handlung war, so gab sie mir doch Anlaß zu dem schändlichen Verdacht, als ob Sie der Verführer dieser Unglüklichen wären.

Baron. (Rasch) Ich? . . . Pfui, meine ganze Seele empört sich nur bei dem blossen Gedanken! — Sie hätten mich besser kennen sollen, Luise! — Um so mehr da . . .

Luise. O nur keine Vorwürfe, lieber Baron! — Hab ich doch für meinen leidenschaftlichen Irrthum genug gebüßt. Auch würde ich den Verdacht sicher nicht so weit getrieben haben, wenn ihn die allgemeine Sage und Ihr geheimnißvolles Betragen nicht so ganz bestättiget hätten. Zu allem diesem geselte sich noch meine Eigenliebe, meine Eifersucht, und der so natürliche Abscheu gegen Lüstlinge. Einen solchen Auswürfling — wie ich wähnte — in dem Manne entdekt zu haben, von dem ich so hohe Begriffe hatte, mußte meine Fantasie bis zum halben Wahnsinn entflammen. Ich unterdrükte dabei absichtlich jedes aufsteigende Fünkchen süssern Gefühls. Meine Grundsäzze und mein Stolz kamen mit in Kollision, und ich stand damals gerade auf dem höchsten Punkt jener unglüklichen Verblendung, als mein Vater mich von hier abrief! —

Baron. Was? — Wie? — Ihr Vater hat Sie von hier abgerufen? —

Luise. Ja, Herr Baron.

Baron. Und Sie giengen nicht von selbst, nicht freiwillig, wie man mich beredete? —

Luise. Nein, aber wie Sie leicht denken können, in der damaligen Stimmung um desto lieber! —

Baron. Grosser Gott, was für eine Entdekkung! — Warum gestanden Sie mir aber auch damals Ihren Verdacht nicht ein?

Luise. Mir war bange für neidisch oder so was gehalten zu werden . . . kurz, Freund, ich wollte mein Herz nicht verrathen wissen!

Baron. (Lebhaft) Luise, liebe, gute, herrliche Luise! — Nur noch ein paar Fragen beantworten Sie mir. Aus welchen Gründen rief Sie Ihr Vater so schnell von hier weg? —

Luise. Es kömmt mich schwer an, Ihnen auch dies zu entdekken, und doch muß ich! —

Baron. Ja sie müssen Luise, wenn Ihnen Ihre und meine Ruhe lieb ist! —

Luise. (Sichtbar verlegen) Mein Vater ward . . . durch die Helfershelfer meiner Ihnen nicht unbekannten Feinde überredt, ich sey . . . Ihre Maitresse.

Baron. (Wüthend) Fluch und Verderben denen, die auf Unkosten Ihrer Unschuld diese höllische Lüge ausspreng̃ten! — (Pause) Ihr guter Vater ist aber doch jezt eines bessern überzeugt? —

Luise. O gewiß, sonst hätte er mich nicht hieher reisen lassen, um Sie von der neuen Kabale und von dem entdekten Irrthum zu unterrichten.

Baron. Und der fremde Greis, der mit Ihnen hieher kam, was will denn dieser hier? —

Luiſe. Er iſt der Vater jener Unglüklichen, durch den ich glüklicher Weiſe ihre Unſchuld erfahren habe. Ich lernte ihn auf meiner erſten hieher Reiſe kennen, und fand ihn dann zufällig wieder. Schon damals ſuchte er ſeine unglükliche Tochter auf, und erfuhr nichts beſtimmtes von ihr, bis ich ihm Nachricht gab, daß ſie in dieſer Gegend ſtarb.

Baron. Ewige Vorſehung, wie wunderbar ſind doch deine Wege! —

Luiſe. Sein einziger Wunſch beſteht jezt darin; Ihnen für alles danken zu dürfen, und genaue Nachricht von ſeinem Enkel zu erhalten!

Baron. Die ſoll er haben, und noch mehr dazu! — — (Aengſtlich) Aber Luiſe, iſt Ihr Vater wegen uns jezt auch ganz gewiß beruhigt?

Luiſe. Darauf dürfen Sie ſich verlaſſen! —

Baron. (Bis zu Thränen gerührt) Der Himmel lohne ihm für ſein edles Zutrauen! O Gott, iſt es mir doch jezt als ob ich nach einem Schiffbruch wieder den erſten Fuß auf die Erde ſezte . . . (Pauſe) So weit gieng alſo noch die Wuth dieſer teufliſchen Menſchen? — Mich machten ſie miſtrauiſch gegen Sie, und Sie gegen mich. Es mag ſie ergözt haben, uns wenigſtens noch quälen zu können! Ein Glük für

die Pfarrerin, daß sie mit ihrem Anhange fort ist, sonst . . . der hagere Wilhelm hat indessen seinen Lohn bereits erhalten! —

Luise. Wie so? —

Baron. Zwei meiner Jägerbursche, denen er nach seiner Gewohnheit ungezogen begegnete, haben ihn erschossen, und sind dann flüchtig geworden.

Luise. Gott!

Baron. Und so werden denn der alte Obervogt und die Pfarrerin für die Zukunft entwaffnet seyn, da der Erzbösewicht nimmer an ihrer Spitze steht.

Luise. Wir wollen es wenigstens hoffen! — Doch jezt auch noch eine Frage an Sie, Herr Baron. Was für einen Argwohn hat man Ihnen denn gegen mich beigebracht? —

Baron. Liebe Luise, lassen Sie es gut seyn, ich halte es bei dieser glüklichen Wendung für Sünde nur noch daran zu denken, geschweigen . . .

Luise. Aufrichtig, Herr Baron, aufrichtig, verfallen Sie nicht in meinen ehemaligen Fehler! —

Baron. Wenn Sie es durchaus wollen, so . . . Die Elenden wußten sich sogar hinter die würdigsten Menschen zu verstekken, und mich durch dieselben glauben zu machen, Luise reise bloß

um gewisser Liebschaften willen so schnell in ihre Vaterstadt zurük.

Luise. (Lacht laut) Ha, ha, ha! dann reist man nicht mit so schwerem Herzen, wie ich reiste!

Baron. Genug, meine Liebe, es gieng mir wie Ihnen, der Schein war gegen Sie, und dann ihre kalte Zurükhaltung . . . .

Luise. (Schäkernd) Nur stille, nur stille, wir haben einander nichts vorzuwerfen.

Baron. (Zärtlich) Aber Luise zieht doch nun wieder ihre Reisekleider aus? —

Luise. (Naiv) Vielleicht! — wenn der mißtrauische Menschenhasser seine finstere Laune wieder ganz ausgezogen hat! — (Läuft munter fort)

Luisens Zimmer.

(Am dritten Morgen.)

Baron. (In der heitersten Laune) Guten Morgen, liebe Luise! —

Luise. (Eben so heiter) Ergebenster Dank, Herr Baron! —

Baron. Wie haben Sie auf unsere Aussöhnung geschlafen?

Luise. Ganz vortreflich! —

Baron. Auch ich, liebe Luise, nur noch ein Wunsch blieb mir übrig! —

Luise. (Naiv) Ei, Philosophen wie Sie einer sind, dürfen sich durchaus nicht von Wünschen tyranniſiren lassen.

Baron. Richtig, liebe Schäkerin! Wenn es im menschlichen Herzen nur keinen gewiſſen Punkt gäbe, an dem alle Philosophie scheitert!

Luise. Ach was, die Männer haben immer hundert tausend Anliegen, an die wir armen Weiber gar nicht denken dürfen.

Baron. Darf ich über diesen gewiſſen Punkt ganz aufrichtig mit Ihnen sprechen, liebe Luise?

Luise. Wie können Sie nur noch so wunderlich fragen! —

Baron. Werden Sie mir dann aber auch eben so aufrichtig antworten? —

Luise. Das versteht sich, da ich die empfindlichen Stachelreden von einem gewiſſen Hypochondriſten über Mangel an Aufrichtigkeit noch lange nicht vergeſſen habe! —

Baron. Wenn aber dieser gewiſſe Punkt gerade der wäre, worüber sich die Weiber sonst so gerne zieren? —

Luise. Je nun, dann muß ich mich so viel möglich zu bemeiſtern suchen.

Baron. Gut also! — Sie haben doch bemerkt, liebe Luise, daß meine Schwermuth, meine Angst, meine lebhafte Zudringlichkeit, als Sie abreisten, und mich in der Ungewißheit liessen, mehr verrieth, als blosse Freundschaft? —

Luise. (Frappiert) Mich dünkte so, allein ....

Baron. Nur Geduld, bis Sie ganz wissen, woran Sie sind! Noch weit auffallender muß Ihnen dann mein halber Menschenhaß vorgekommen seyn, als Sie wieder kamen? —

Luise. Richtig, es war so!

Baron. Und diese gespannte, leidenschaftliche, mit Eifersucht und halber Verzweiflung vermengte Sprache, war nichts anders, als heisse, innige Liebe! —

Luise. (Betroffen) Herr Baron ...

Baron. (Herzlich) Weib, vergiß dein Versprechen nicht! —

Luise. Sie erschüttern mich bis ins Innerste! —

Baron. Daß Sie aber ja nicht glauben, liebe Luise, ich sey es allein, an dem man diese so deutlichen Spuren der Liebe bemerkte. Ich kenne noch Jemand, der sich eben so wenig verstellen könnte, und dieser Jemand ...

Luise. (Windet sich von seiner Hand los) Ach Sie treiben es auch gar zu weit ....

Baron. Und dieser Jemand, sind Sie, Luise! —

Luise. (Halb unwillig) Ist man doch vor euch Männern nirgends sicher, nicht einmal in seinem eignen Herzen! — Ich wünschte, daß Sie . . .

Baron. Stille, liebe Luise, lassen Sie uns lieber eingestehen, daß wir uns schon lange liebten, ohne es zu wissen, und daß unsere Liebe von jener bessern Gattung ist, die sich auf Seelenvorzüge, auf Harmonie des Herzens und gute Grundsäzze, kurz auf alles das gründet, was ihr Dauer geben kann! —

Luise. Damit bereden sich sonst gern alle Verliebten. Aber von unserm gegenseitigen Hang zu überspannten Leidenschaften, von der bei Ihnen schon eingewurzelten Hypochondrie sprechen Sie wohl weise kein Wörtchen! —

Baron. Weil ich mich dabei auf Ihre erprobte Vernunft verlasse, und ganz sicher weiß, daß es uns beiden nicht an Kraft fehlt, vorübereilende Launen standhaft zu ertragen. Wir werden bei jedem häuslichen Sturm doch wieder zusammen treffen, in so fern wir den heiligen Schwur pünktlich genug halten, unter uns jede Zurükhaltung zu verbannen! — Diese Pest zwischen Eheleuten und Freunden, dieser Anlaß

zu ewiger Dißharmonie, dieser erste Grundstoff zu Haß und Trennung, dieses häßliche Erbtheil schon halb verdorbener Herzen darf sich bei uns ewig nie mehr einschleichen. Wie weit seliger ist es für den Edlen, sich in allem zu ergiessen, den Mißverstand auf der Stelle berichtigen zu helfen, menschliche Fehler aufrichtig zu bekennen, als im verschloßnen Herzen heimliches Gift auszubrüten, das am Ende gewisse Temperamenter noch gar zur Rache entflammen und zu jeder Schandthat verleiten kann! —

Luise. So denke auch ich hierüber, ob ich schon zum erstenmal in meinem Leben gegen Sie davon abwich.

Baron. Wir wären also jezt mit unserer Liebe nach Kopf und Herz ziemlich im Reinen? —

Luise. Nur noch nicht in andern Rükſichten! —

Baron. (Brausend) Luise, Sie wollen mich doch damit nicht vorsezlich ängstigen? — Als vorurtheilfreiem Manne sind mir keine Hindernisse bekannt, die ich nicht zu übersteigen vermöchte.

Luise. Sie wissen aber doch, daß ich eine verarmte Kaufmannstochter bin?

Baron. Nun ja, das weiß ich lange, und wenn Geld haben reich seyn heißt, so sollen meine Glüksgüter mit tausend Freuden die Ihrigen ersezzen helfen.

Luise. (Gerührt) Edler Mann, ich möchte das Weib sehen, das nicht den lezten leidenschaftlichen Blutstropfen um Ihren Besiz hingäbe! —

Baron. (Mit gleicher Wärme) Und ich den Mann von Kopf, Herz und Glüksgütern, der bei einer Luise nach elendem Gelde fragte? —

Luise. Aber die Konvenzionen . . .

Baron. Ich kenne als unabhängiger Mann keine als die Gefühle meines Herzens! — Genug hievon! — Hören Sie jezt lieber, daß ich Ihren alten guten Oheim mit einem reichlichen Auskommen in Ruhe sezzen will, und daß ich es gar zu gern sähe, wenn Ihr lieber Vater mit seinen noch stärkern Kräften uns zu lieb dessen Stelle übernähme. Wir machten dann zusammen eine der glüklichsten Familien aus! Vielleicht weiß ich selbst auch für Ihre Freundin Sophie eine hübsche Parthie in unsrer Nähe. Die beste Mittelsperson wären Sie; und ich habe wirklich den Auftrag, Sie darum zu bitten.

Luise. (Weint Freudenthränen) O Freund . . . . Wohlthäter . . . Gatte . . . Was thun Sie nicht alles für mich! —

Baron. Auch der arme Greis von Brüssel, der aus Gefühl für seine unglükliche Tochter

alles, was er besaß, einbüßte, soll lebenslänglich nebst seinem Enkel bei uns bleiben.

Luise. (Immer gerührter) Auch noch dies! — Auch noch dies! — Gott im Himmel! Freund, das ist zu viel auf einmal für mein Herz!

Baron. Gewiß nicht mehr, als Sie mir durch die Fülle Ihrer Liebe lohnen werden, herrliche Luise! — Jezt ohne weiters zum Altar mit mir, liebes Weib, und das so, wie Sie da gehen und stehen, und dort dann noch einmal den hohen Schwur feirlich wiederholt. „Es lebe die Aufrichtigkeit unter Freunden, und verbannt sey jede Zurükhaltung"! —

Marianne Ehrmann.

Ueber die Ueppigkeit der Römer.

Die Ueppigkeit oder der Luxus gleicht einem Strome, der, wenn er zu einer gewissen Höhe angeschwollen ist, alle Dämme niederreißt, und seinen Weg mit den schröklichsten Verwüstungen bezeichnet.

Die natürlichste Entstehungsart der Ueppigkeit in einem Staat gründet sich auf ungleiche Vertheilung der Glüksgüter. Der Dürftige wird hier das Werkzeug des Reichern. Allgemeine Wohlhabenheit führt eher zu einem wohlthätigen Gleichgewicht, weil sie keine Abhängigkeit zuläßt.

Gute Sitten sind das wirksamste Gegengift des Luxus. Allein die Ungleichheit der Glüksgüter wird nur zu leicht den Sitten gefährlich und auf ihren Trümmern erbaut sich der Luxus seinen Thron.

Der erste Anstoß zur Ueppigkeit, zum Uebergang von der Gemächlichkeit zur Schwelgerey, ist — der Geist der Nachahmung; das nächste Beförderungsmittel ist — die Leichtigkeit, dem Beispiel zu folgen; was ohne Rettung an den Luxus kettet, ist der Reiz des Genusses, und was den allgemeinen Triumph desselben vollendet, sind schlechte Sitten — Frucht Werkzeug und Ursache der Schwelgerei zu gleicher Zeit.

In diesen wenigen Zügen haben Sie die Geschichte der römischen Ueppigkeit; einen Abriß ihrer stufenweisen Ausbreitung, ihres Ursprungs, ihres Fortgangs, ihres Triumphes und ihrer Folgen. Aus den Annalen dieses berühmten Volks will ich nunmehr ein vollständigeres Gemählde sei-

nes Luxus entwerfen. Die angegebenen Ideen sollen mein Leitfaden seyn.

Ich habe bemerkt, daß die Grundlage aller Ueppigkeit — die ungleiche Vertheilung der Glüksgüter sey. In Rom herrschte schon vor den punischen Kriegen, schon zur Zeit des Diktator Kamillus ein erstaunliches Mißverhältniß in diesem Punkte. Das Gleichgewicht des Eigenthums unter den verschiedenen Volksklassen war gänzlich verschwunden. Die Masse von Gütern, die das Volk besaß, verlor sich, als ein unmerklicher Punkt, unter den ungeheuren Besitzungen des Adels. Wenn ein Plebejer zween Morgen Akers in seinem Eigenthum zählte, besaß der Patricier deren mehr als fünfhundert. Ein Einziger von Adel konnte mithin Ländereien besitzen, die hingereicht hätten, beynahe dreihundert Bürgern Nahrung zu geben. So hatte also der Plebejer kaum sein nothdürftiges Auskommen, kaum einen schmalen Raum zu einer Grabstätte. Indeß daß die Macht sich dahin neigte, wo das gröste Eigenthum war, drükte die geringere Volksklasse Armuth und Schuldenlast. Der verschuldete Bürger mußte endlich mit seinem Körper die Schulden abtragen, zu deren Bezahlung sein Vermögen nicht hinreichte. Schaarenweise wurden

die bürgerlichen Schuldner dem mächtigern adelichen Gläubiger nicht viel besser, als wir Leibeigene, zugesprochen, bis zulezt das Geschrey der empörten Menschheit diesen Unfug ein wenig minderte. Da jedoch Rom in diesen Zeiten nur ein kleines Maas von Bedürfnissen kannte, auch in stete Kriege verwikkelt war; so gab es, unerachtet dieser Ungleichheit der Glüksgüter, doch noch keinen Luxus daselbst; aber sie war das Terrain, auf welchem späterhin die Ueppigkeit Posto faßte *).

Der Geist der Nachahmung, der sich am liebsten dann in die Herzen einschleicht, wann er angenehme Aussichten gewährt, scheint auch den Römern den ersten Anstoß zur Ueppigkeit gegeben zu haben. Streng in seinen Sitten, hart in seiner Kriegszucht, kämpfend mit einem troknen, undankbaren Erdreich, war Rom auf allen Seiten von Völkern umgeben, die mehr oder weniger die Bequemlichkeiten des Lebens kannten. Seitwärts wohnte das Volk von Latium, längst mit Rom verbündet. Die Frauen dieses Volksstammes trugen Gold und Purpur, und fuhren in prächtigen

*) Titus Livius römische Geschichte, Buch VI. Kap. 35.

Wagen, indeß die Römerin dieser Zierde und dieser Bequemlichkeit entbehren mußte. Das beleidigte den Stolz der leztern; es reizte ihre Eifersucht, und sie forderte gleiches Recht. Südlich von Rom lag Kapua — berüchtigt in ganz Italien durch seinen Luxus; berüchtigt in der Weltgeschichte, weil Hannibals, des gefährlichsten Feindes der Römer, Soldaten dort im Arme der Wollust ihre Thatkraft verschwelgten. Mit diesen Kapuensern waren die Römer schon früher durch Ehen vermischt. Früher schon hatte es sich ereignet, daß ein römisches Heer, durch die Reize von Kapua gefesselt, auf den ungesunden vaterländischen Boden, unter den eisernen Stab der Kriegszucht, und in die Hauptstadt, wo der Wucher der Patrizier den ärmern drükte, zurükzukehren sich weigerte *). Noch waren aber alle Versuche der emporstrebenden Ueppigkeit fruchtlos. Das Getöse feindlicher Waffen, die damals die Hauptstadt bedrohten, gestattete dem Luxus keine Ruhe zu seiner Ausbildung. Aber die Zeit war nahe, die dem Nachahmungsgeiste der Römer Muße, Muster und Werkzeuge der Ueppigkeit verschaffen sollte.

*) Livius B. VII. Kap. 38.

Rom und Karthago kämpften um den Preiß der Uebermacht. Beide Staaten führten Soldaten aus mancherlei Gegenden und Nationen in dieſen merkwürdigen Krieg, woraus die ſeltſamſte Vermengung entſtand. Die Religion der Römer erhielt in dieſem Zeitpunkte die ungleichartigſten Zuſäzze. Mit einer Art von Wahnſinn drang ſich der römiſche Nachahmungsgeiſt in die Formen fremder Religionsgebräuche, und der Götterdienſt drohte, ein ſo buntes Gemiſche zu werden, daß der Senat die Macht des Beiſpiels durch Zwangsmittel entkräften mußte *). Dieß war aber nur das Vorſpiel künftiger Nachahmungsſucht. Wie gewaltig mußte ſie ſich erſt äuſſern, wenn Eitelkeit und Wolluſt dadurch befriedigt wurden!

Karthago unterlag, und Rom erhielt Ruhe in einem weiten Umkreis. Der erſte Preiß ſeines Sieges war Syrakus in Sicilien, bekannt durch die Verfeinerung, die es von den Griechen angenommen hatte. Hier fand ſich eine unermeßliche Anzahl griechiſcher Kunſtwerke, die, als Beute, nach Rom gebracht wurden, dort mit dem Kunſtgefühl den Geſchmak an griechiſchen Gegenſtänden erregten, und zuerſt jene Habſucht anblieſen, die

*) Livius B. XXV. Kap. 1.

in der Folgezeit den Römer trieb, alles ohne Unterschied, heilige und unheilige Dinge, zusammenzurauben *). Aber noch war der römischen Sitteneinfalt die schwerste Prüfung vorbehalten. Jezt führte der Eroberungsgeist sie ins ausgeartete Griechenland, und dann zu den Weichlingen Asiens. Leicht Sieger über ein entnervtes Volk, unterlagen sie selbst eben so leicht den Reizungen eines wollüstigen Klima, und den Schmeicheleyen eines verführerischen Beispiels. Unwissend erneuerten sie ein Schauspiel, das anderthalb Jahrhunderte früher in der nämlichen Gegend die Griechen aufgeführt hatten. Diese, die mit vaterländischer Kraft, siegreich nach Asien gekommen waren, arteten nach und nach in asiatische Weichlinge aus, und wurden bald eine leichte Beute der Römer, so wie hinwiederum die Römer durch einen wunderbaren Kreislauf der Dinge, entnervt durch das Morgenland, von kraftvollern Völkern verschlungen wurden.

Das Heer, das unter dem Feldherrn Lucius Scipio zuerst nach Asien übergegangen war, hielt nach seiner Rükkehr einen Triumph, dergleichen noch keiner in Rom gesehen worden war. Es führte unter andern 1221. Stük Elfenbein, 234.

*) Livius, röm. Gesch. B. XXV. Kap. 40.

goldne Kronen, 137,420. Pfund Silber, eine Menge fremder Münzen, silberne und goldne Gefässe von erhabner Arbeit, mehr als 2000. Pf. im Gewicht, und viele andre Seltenheiten zur Schau. Dieser Auftritt berauschte die Sinnlichkeit des römischen Volks. Eine Stadt, in welcher sonst Einfachheit, Mäßigkeit und Frugalität als Tugend galt, ward jezt mit den gefährlichsten Werkzeugen der Ueppigkeit, fast unvorbereitet, überschwemmt. Jezt sah man zum erstenmal in Rom Bettstäten, mit Erz verziert, kostbare gestikte Kleider, gewirkte Decken und andre Zeuge, prächtige Meubles, besonders Tischlerarbeit; Sängerinnen, Harfenschlägerinnen, und Gaukler, die bei Gastmalen ihr Spiel bewundern ließen. Man ergab sich dem Wohlleben. Die Speisen wurden reizbarer, lekerhafter mit grösserm Aufwand zubereitet; und Köche, bei den alten Römern die elendesten Sklaven, kamen in Achtung und wurden gesucht. Was vordem als Dienstleistung angesehen wurde, gewann die Gestalt und den Vorzug einer Kunst. Aber auch dieses war nur noch der Keim künftiger Ueppigkeit *).

Durch diese Eroberungen, durch diese Bekanntschaft mit den Griechen und Asiaten war nun dem

*) Livius B. 39. Kap. 6.

römischen Nachahmungsgeist ein weites Feld eröffnet. Die Leichtigkeit, ihn zu befriedigen, war das nächste Beförderungsmittel der Schwelgerei. Rom war seit der Vernichtung Karthago's ausser Gefahr vor einem nahen Feinde. Das Geräusche des Kriegs konnte jezt die Gemächlichkeit des Lebens, und die Ruhe des Genusses nicht mehr stören. Aus den eroberten Ländern strömten Geld und Kostbarkeiten in die Hauptstadt. Fremdlinge, auf den Lebensgenuß zu raffiniren gewohnt, Eingebohrne, durch ihren Aufenthalt in den Provinzen in auswärtige Geheimnisse eingeweiht, wurden die Lehrer der übrigen. Die zahlreichen vornehmen Familien, die schon vorher grosse Ländereien besassen, wußten nun, wie sie die Nuzzungen derselben anwenden sollten. Aermere begaben sich unter das Heer, und kamen mit Reichthümern zurük. Alles vereinigte sich, der Ueppigkeit ihr Aufkommen zu erleichtern.

Der Reiz des Genusses ist unter allen Fesseln, die dem Menschen angelegt werden können, die stärkste. Die Sinnlichkeit berechnet nie die Folgen, nur die Gegenwart: und die Menschen werden leichter vor neuen Bedürfnissen bewahrt, als von einem, einmal erregten und befriedigten, Bedürfniß zurükgerufen. Die Ueppigkeit hat für den

sinnlichen Menschen so hohen Reiz, daß ein einziger Genuß ihr die Herrschaft über ihn versichert; und in dieser Hinsicht ist sie von Klima und Regierungsform unabhängig. In Rom war der Gang der Dinge nicht anders. Einmal bekannt mit den Gegenständen der Pracht und des Wohllebens, klebte der Geist des Römers ohne Rettung an denselben; und sinnreich vervielfältigte er, mit dem Fortschritt der Zeit, das Maas seiner Bedürfnisse. Allmählig gewann der Luxus einen ausgedehntern Spielraum. Allmählig gieng er mehr ins Grosse. Der Staat selbst lieferte den Maasstab dazu. Alle Anstalten des Senats nahmen mehr das Gepräge der Erhabenheit und Grösse an. In allen öffentlichen Anlagen, in den Tempeln, Landstrassen, Versammlungsplätzen, Gerichtsstätten, Hallen, Bädern, Schauspielhäusern, Obelisken und Triumphbogen verherrlichte sich täglich mehr die Macht der Republik. Der Anblik dieser Denkmale erhob die Einbildungskraft des Einzelnen. Er ahmte sie nach in seiner kleinern Sphäre, und der Reiz des Genusses führte ihn immer weiter.

Verkehrte Sitten waren nicht allein die Frucht der steigenden Ueppigkeit, sondern sie wurden auch eine neue Ursache ihrer Ausbreitung. Der größte Theil dieses Volks entäusserte sich nach und nach

seiner angestammten Hoheit und Thatkraft. Sie, die sonst uneigennüzzig und edelmüthig waren, wurden habsüchtig und grausam; die sonst Söhne der Tugend waren, versanken von einem Laster ins andre. Die Vaterlandsliebe erkaltete, und der Ehrgeiz hatte bald keinen Damm mehr, der seinen Entwürfen entgegentrozte. Kato ward einige Jahrhunderte zu spät gebohren, und Brutus versprizte umsonst das Blut des Cäsar. Die knechtische Nation mußte einen Oberherrn haben. Zwar wohnten Licht und Schatten nebeneinander. Das nämliche Volk, das der Ueppigkeit und dem Laster fröhnte, stand auf dem Gipfel seiner Cultur. Kunst, Wissenschaft und Urbanität prangten neben dem Sittenverderbniß. Der Verstand war helle, nnd der Wille verdorben. Das Gift der Verführung und des bösen Beispiels war in alle Classen eingedrungen. Umsonst wurden Gesezze gegen das Laster und die Quelle desselben, den Luxus, errichtet. Nur um so reissender waren seine Ausbrüche. Die ersten Kaiser beförderten selbst durch ihr Beispiel Ueppigkeit und Aufwand. Ihr Verfahren floß aus der sichersten Maxime des Despotismus. Sie wollten Weichlinge und keine freien Leute.

Bisher habe ich die Fortschritte des Luxus bei den Römern aus seinen Ursachen entwikelt. Um

mein Gemählde noch anschaulicher zu machen, sey es mir vergönnt, einige der vorzüglichsten Gegenstände ihrer Ueppigkeit aus demjenigen Zeitraum aufzuzählen, wo sie ihre glänzendste Höhe erreicht hatte.

Die Freuden der Tafel gelangten endlich zu einem ausschweifenden Aufwand. Deren Voraltern aus Gefässen von Thon oder Holz das kärgliche Mahl, aus Kohl, Rüben, Knoblauch, Zwiebeln bereitet, genügsam verzehrten, die hielten jezt auf weichen Polstern gelagert, an Tafeln mit silbernen Platten und elfenbeinernen Füssen, mit Blumen bekränzt, vom Liede gedungener Sänger und Sängerinnen gewiegt, Schmäuse, wo die ausgesuchtesten Lekerbissen in goldnen und silbernen Gefässen aufgetischt wurden. Privatleute hielten Gastmahle, die fürstlich waren. Lucull, jener reiche Römer, ordnete die Pracht seiner Mahlzeiten nach dem Glanze der Zimmer seines Pallastes. Seine Sklaven fragten ihn nicht, wie? sondern wo? er zu speisen gedächte. Antwortete er: im Apoll (dieß war eines jener Zimmer) so kostete ihn jede Mahlzeit, die hier abgehalten wurde, mehr als sechstausend Reichsthaler nach unserm Gelde.

Eben so ausschweifend war die Pracht der Gebäude. Erz, Marmor, Gold und Silber bedekte

die

die Palläſte der Reichen. Das koſtbarſte Hausgeräthe, Gefäſſe allerley Art und von dem künſtlichſten Bau, Bildſäulen und Gemählde, was die Phantaſie nur zu erſinnen vermag, ſtrömte zuſammen um das Auge zu entzüken. Die prachtvollſten Gärten wurden angelegt; Bäder, wo Pracht, Bequemlichkeit und Wolluſt miteinander wetteiferten, gebaut; Theater errichtet, die geräumig genug waren, viele tauſend Menſchen zu faſſen. Nicht zufrieden, die Hauptſtadt mit Palläſten anzufüllen, legte man noch Villen oder Landhäuſer an, deren Umfang und Pracht mit Städten um den Vorrang ſtritt.

Ueber alle Begriffe geht der Luxus, den die Römer mit Sklaven trieben. Ein einzelner Römer konnte deren bis auf zwanzig tauſend beſitzen. Und ſie beſaſſen dieſe Schaar von Knechten nicht als eine Waare, mit der ſie Wucher trieben. Man beſaß ſie — zur Bedienung und als Werkzeuge der Pracht. Die Vorzugsſucht gieng noch weiter. Sie begnügte ſich nicht mit der Menge von Sklaven; ſie wollte auch Sklaven aus allen Nationen haben. Daraus entſprang das ſonderbarſte Gemiſche in den Sitten, in den Gebräuchen, in der Denkungsart einer einzigen Familie. Dieſe Legion dienſtbarer

Geister erforderte einen eignen Schreiber, nur um ihre Namen in eine Liste zu bringen.

Die Ueppigkeit in der Kleidung contrastirte gewaltig mit der Bescheidenheit der alten Republikaner. Bei diesen bestand die Toga aus schlechter Wolle; höchstens daß die Vornehmern sie mit einem purpurnen Saume schmükten, die Kleidung des andern Geschlechts war eben so einfach, und ganz verschieden von der männlichen. Das Morgenland gab zuerst den Römern gestikte Kleider. Asiatische Moden, und griechische Moden kämpften unaufhörlich mit einander. Purpur und seidne Stoffe wurden allgemein; Julius Cäsar trug immer den schönsten Haarputz, und die Süßlinge Roms waren unter den ersten Kaisern so sehr vom Panzer abgekommen, daß sie Koische Röke, die von durchsichtiger Seide waren, und nur für Frauenzimmer gehörten, als Sommerkleider zu tragen anfiengen. Da flatterten sie dann umher, die unmännlichen Wichte, und achteten nicht des Hohns der wenigen Weisen. Die Damen schwelgten vornehmlich mit Edelsteinen und Perlen. Leztere kamen aus Arabien, welches dafür nach der geringsten Berechnung, mehr als dreißigtausend Reichsthaler jährlich aus Rom zog. Die Damen trugen sie, künstlich aneinander gereiht und gekuppelt, in den Ohren.

Der Lauf der römischen Ueppigkeit machte einen kurzen Stillstand zur Zeit des treflichen Kaisers Vespasian. Vorher schon hatte die Schrekensherrschaft etwas ähnliches gewirkt. Der Grad des Aufwandes war für die vorhergehenden Kaiser, die nach Allem ihre gierigen Hände ausstrekten, der untrüglichste Leitstern ihrer Habsucht gewesen. Wer durch Aufwand den Besiz grosser Reichthümer vermuthen ließ, ward zum Ziel der kaiserlichen Tirannei ausersehen. Dergleichen Auftritte dienten, die schwelgenden Römer weiser zu machen. Aber für Vespasian war es aufbehalten, dem Luxus seine Bahn vorzuzeichnen. Er selbst, in ein verdorbnes Zeitalter versezt, lebte, kleidete sich, aß und trank nach der Weise der würdigern Väter. Als Kaiser, war er das Augenmerk des ganzen Reichs, und seine Lebensweise ward ein Gegenstand der Nacheiferung. Unter ihm ward wenigstens, wenn nicht der Geist, doch die Aussenseite der alten Mäßigkeit zurükgerufen. Seine Nachfolger, die weniger streng in diesem Punkte waren, ließen seine Arbeit wieder zusammensinken. So gewiß ist es, daß Ausschweifungen, die durch das Beispiel entstanden sind, nur durch ein entgegengeseztes Beispiel gehemmt werden können; so gewiß ist es, daß ein fehlerhafter Nachahmungsgeist

kein anders Gegengift zuläßt, als die Lenkung desselben auf bessere Gegenstände; vorausgesezt, daß das neue Ziel der Nachahmung auf eine Höhe gestellt sey, die aller Augen auf sich ziehe!

Kr.

Die Baronin und die Gouvernante.

Baronin. (Empfängt die Gouvernante in prezioser Stellung auf dem Sofa) Sie ist also die Mamsell, welche meine Kinder erziehen will? —

Gouvernante. (Mit einer Verbeugung) Ja ich bin's Frau Baronin, aber ich zweifle sehr, ob ich sie erziehen werde, wenn Sie fortfahren mit mir in diesem Tone zu sprechen! —

Bar. Hm, das ist doch sonderbar, man weiß in diesen Zeiten wahrlich nicht mehr, welche Sprache man mit den Untergebenen wählen soll? —

Gouv. Ganz gewiß jene, Frau Baronin, die meiner Person und der ehrwürdigen Stelle angemessen ist, welche ich antreten soll.

Bar. (Räuspert sich) Ich verstehe! — Aber begreifen kann ich es nicht warum denn unser Hofmeister, der im Vertrauen gesprochen, ein

ganz scharmanter junger Mann ist, sich nicht auch für beleidigt hält, wenn ihn mein Gemahl per Er tractirt? Oder sind Sie Mamsell vielleicht mehr als Er ist? —

Gouv. Frau Baronin, wer seinen Stand nicht zu ehren weiß, verdient auch nicht geehrt zu werden! — Ich behaupte, was die Würde einer Erzieherinn betrifft, meine ganz eignen Grundsätze, und richte mich nie nach Andern.

Bar. Das ist ganz gut, allein man muß den Uebermuth nicht zu weit treiben. Sie dürfen mir glauben, daß meine vorige Gouvernante ausserordentlich viel Bon ton, viel Décance, und Savoir - vivre besaß, ganz superb französisch sprach, und es sich doch gefallen ließ, mit meinen übrigen Dienstboten in der Küche zu speisen. Es war aber auch eine Französinn, denen es gewöhnlich nicht an Gefälligkeit, Lebensart und Politesse fehlt.

Gouv. Da haben die Frau Baronin ganz recht, wir deutsche Mädchen wären zu dieser geschmeidigen Selbstverachtung freilich nicht biegsam genug.

Bar. Ja, ja, man hört es auch allgemein, daß Leute von Stande die deutschen Gouvernantinnen durchaus nicht loben wollen. Es ist auch

wirklich wahr, daß die jungen Mädchen unter ihren Händen meistens steif und ungehobelt werden.

Gouv. Dies mag wohl daher kommen, Frau Baronin, weil wir Deutsche es uns zum Grundsaz gemacht haben, bei jungen Mädchen die Natur nicht durch Ziererei und Koketterie, oder bloß äussere Schminke zu verunstalten. Uebrigens Frau Baronin, wenn es Ihnen bloß darum zu thun ist, daß Ihre Töchter nur ein bischen Weltton und französisch lernen, so kann Ihnen jeder Sprachmeister, so bald er von Geburt ein Franzose ist, diesen Dienst leisten.

Bar. Und ich könnte auf diese Art Ihrer entbehren, wollten Sie damit sagen, nicht wahr? —

Gouv. Die Auslegung und Entscheidung überlasse ich Ihnen, Frau Baronin! —

Bar. In der That, Mamsell, man sollte glauben, Sie bedürften Ihrer hohen Sprache nach in meinem Hause keiner Versorgung, so sehr mich auch die, welche Sie mir empfahlen, des Gegentheils versicherten. Indessen wünsche ich eben um dieser respektablen Empfehlung willen, daß wir einig werden.

Gouv. Auch ich, Frau Baronin, wünsche, Ihnen mit meinen geringen Kräften dienen zu

können, so sehr Sie auch schon meinen Muth lähmten! —

Bar. Lassen Sie es uns gegen einander aufheben! — Sie sind in meinem Hause auch die erste Gouvernante, die mich kurz weg nur Frau Baronin nennt.

Gouv. Es thut mir leid, Frau Baronin; allein bei so was kömmt es nach meinen Grundsätzen immer auf die Person an, an welche diese Forderung geschieht. Jeder muß fühlen, wie weit ihm sein innerer Werth zu gehen erlaubt! —

Bar. Aber warum dünkt sich denn unser Hofmeister, dem es nichts weniger als an den feinsten Principes fehlt, zu so was nicht zu stolz? — Hat er doch mit meinen Junkern die nämliche Mühe, welche Sie mit meinen Töchtern haben werden?

Gouv. Noch einmal, Frau Baronin, ich hatte schon vorhin die Ehre Ihnen zu sagen, daß es mich durchaus nicht kümmert was Andere thun. Mir ist es genug, völlig überzeugt zu seyn, wie sehr es meine Pflicht ist, mich als Erzieherinn in der gehörigen Achtung zu erhalten.

Bar. Schon gut! — Gesezt aber nun, Mamsell, ich nähme Sie an meinen Tisch, und gebe Ihnen eine hübsche Besoldung, gedenken

Sie dann meine Töchter nach meinen Principes zu erziehen? —

Gouv. Wenn Ihre Grundsätze mit den meinigen übereinstimmen, so soll es mich freuen. Darf ich um den Plan fragen, den Sie festsezten? —

Bar. Der ist ganz einfach, ich will meine Töchter gerade so erzogen wissen, wie ich erzogen wurde. Sie bedürfen vor allem einer feinen eleganten Lebensart, sie müssen richtig und fliessend französisch sprechen können, und sich gegen gemeine Leute im Respekt zu erhalten wissen. Dann sorgen Sie dafür daß sie gut Tanzen, Klavierspielen, Zeichnen und Mahlen lernen, und nebenher auch ein bischen Gelehrsamkeit bekommen!

Gouv. Liebe Frau Baronin, auf diese Art sind wir in unserm Erziehungsplan noch sehr weit von einander entfernt. Sie trachten bei Ihren Töchtern bloß nach Glanz und äusserm Scheine, und ich hingegen mehr nach Realität und innerem Werthe.

Bar. Sie haben vielleicht im Sinne, mir nach der neusten deutschen Methode recht plumpe Dinger zu erziehen, über die ich in Gesellschaft erröthen müßte. —

Gouv. Glauben Sie dann, Frau Baronin, daß es keinen Mittelweg mehr giebt, auf dem sich feine Sitten mit Herz- und Kopfbildung vereinigen lassen? — Man muß bei jungen Mädchen nur nicht am unrechten Orte zu poliren anfangen! — So bald der Kopf und das Herz einst im gehörigen Stand ist, jener richtig denkt, und dieses fein empfindet, dann kommen die untergeordneten bloß glänzenden Vorzüge schon von selbst nach. Auch werde ich es nie zugeben, Frau Baronin, daß Ihre Töchter nach Gelehrsamkeit jagen. Die Bestimmung des Weibs ist in vollem Verstande dieses Worts, ihre häuslichen Pflichten erfüllen zu lernen, alles übrige ist bei Personen vom Stande zwar auch eine nöthige Zugabe, aber es darf nicht Hauptsache seyn.

Bar. Da sagen Sie mir ganz neue Sachen! —

Gouv. Von denen ich gewiß nie abweichen werde, und sollte ich darüber die Ehre verscherzen, Erzieherinn Ihrer Töchter zu werden! —

Bar. So entschlossen sprach noch keine Gouvernante mit mir! —

Gouv. Ich werde aber diese wichtige Beschäftigung auch nicht als blosser Miethling treiben, sonst würde ich nicht zum voraus mit dieser Freimüthigkeit sprechen.

Bar. (In einem gemäßigtern Tone) Wirklich? — in der That es soll mich freuen, wenn Sie sich und Ihren Zöglingen Ehre zu machen wissen.

Gouv. An Mühe und Geduld soll es bei mir nicht fehlen, nur muß ich noch zum voraus um zwei Punkte bitten! —

Bar. Und diese wären? —

Gouv. Erstens daß die Frau Baronin, um des edlen Beispiels willen, die Güte haben, gegen mich nie jene Achtung zu vergessen, welche Sie mir als der moralischen Wohlthäterinn Ihrer Töchter schuldig sind. Zweitens, daß Sie mir nie eine Silbe in meine Erziehung sprechen.

Bar. Das wird sich von selbst alles geben.

Gouv. Nicht doch Frau Baronin; Ihr ausdrükliches Ehrenwort muß ich hierüber haben! —

Bar. Spaßhaft ist es freilich, daß die Mutter kein Wort in die Erziehung ihrer Töchter soll sprechen dürfen.

Gouv. Nennen Sie es, wie Sie wollen, aber nöthig ist diese Ihre Selbstverläugnung durchaus, wenn wir beide an den Kindern nicht mehr verderben als gut machen wollen. Entweder haben Sie Zutrauen zu mir, oder Sie haben keins; im ersten Falle müssen Sie mich um der wohlthätigen Folgen willen ganz damit be-

ehren, im leztern steht es Ihnen ja jezt noch frei, mich nicht anzunehmen.

Bar. Nun so sei es, ich überlasse Ihnen meine Töchter zur Erziehung ganz allein, in der sichern Zuversicht, daß ich Freude erleben werde! — An Vernunft fehlt es Ihnen nicht, schäzbare Mamsell; dies höre ich aus Ihrem ganzen Gespräche, und ich bedaure es, Sie im ersten Augenblikke miskannt zu haben. Doch Sie wissen ja, wie dies zu gehen pflegt, wir Leute von Stande werden gar zu oft mit so hergelaufnen Gouvernanten heimgesucht, die sich ihre Achtung im ersten Augenblikke selbst vergeben.

Gouv. Eben darum, liebe Frau Baronin, müssen Sie bei der Wahl Ihrer Untergebenen nie vergessen, daß keine Regel ohne Aufnahme ist!

Marianne Ehrmann.

Die Dame und ihr Kammermädchen.

Dame. (Sezt sich an Puztisch und ruft:) Julchen, ich möchte heute zur Probe deiner Geschiklichkeit von dir frisirt seyn.

Julchen. Unterthänigst demüthigst aufzuwarten, Ihro reichsfreiherrliche Gnaden, gnädige Frau!

Dame. Schon wieder, Julchen, führst du mit mir diese die Menschheit entehrende Sprache! — Wie oft habe ich mir solche unnatürliche Titel nicht schon verbeten? —

Julchen. Sehr wohl, Ihro Gnaden, gnädige Frau! Aber es ist doch einmal meine unterthänigste Schuldigkeit, hochderselben die gebührenden Titel zu geben.

Dame. Warum nicht gar! — Drükken denn schon die Titel den persönlichen Respekt aus? —

Julchen. Dies lasse ich unentschieden; allein es muß doch in der Welt zwischen der hohen Noblesse und Unsereinem, die gehörige Distinkzion gemacht werden.

Dame. Richtig, liebes Julchen! — Man braucht sie aber von keiner Seite zu übertreiben diese Distinkzion, und soll nur so weit gehen, als es

die gesunde Vernunft und die Rechte des Menschen erlauben. Wir Damen haben so wenig Recht, euch gute Leute unsere zufällige Geburt durch übermüthige Härte und lieblose Behandlung fühlen zu lassen, als ihr das Recht habt, uns mit rohem Bürgerstolz pöbelhaft zu begegnen, oder euch bei uns mit niedriger Kriecherei wegzuwerfen.

Julchen. (Gafft sie mit grossen Augen an, und spricht ihr die lezten Worte immer nach) Wegzuwerfen.

Dame. Ich wenigstens wünschte mir um meines Adels willen keine andere Distinkzion, als jene die mir dann gehört, wenn ich mich durch gutes Betragen gegen meine Dienstleute doppelt adle, und mit kluger herablassender Herzlichkeit, ihre persönliche Anhänglichkeit mir zu erwerben im Stande bin. Ausserdem verabscheue ich jede Kriecherei, die blos in Titeln und Worten besteht, und meinen Kopf, wenn ich sie je fordern könnte, so tief herabwürdigen würde, als den Kopf und das Herz jener, welche sie an mich verschwenden. Merke dir das, Julchen! Nur schwache Köpfe die ihren geringen Werth durch Kriecherei zu erhöhen glauben, lassen sich gerne mit übertriebenen Titteln und sclavischem Betragen schmeicheln.

Dame. Wie so? —

Julchen. Mir war bei ihr kein einziges freies Wörtchen zu sprechen erlaubt. Man sagte mir unaufhörlich vor, ein jeder Laut von einem so gemeinen Geschöpfe, wie ich sey, wäre gegen den Respekt. Höchstens das lezte Wort, welches die gnädige Frau sprachen, durfte ich mit einer tiefen Verbeugung zum Zeichen meines unterthänigsten Beifalls wiederholen.

Dame. So, daher hast du also diese mir so lästige Gewohnheit geerbt! — Es ist mir indessen sehr lieb, gutes Julchen, daß die Reihe an mich kam, dich aus der niederträchtigen Sklaverei zu reissen, und dir dein Selbstgefühl wieder zu geben. Nur mußt du Sorge tragen, daß dieses Selbstgefühl bei dir in keinen störrischen Hochmuth ausartet, und daß es sich blos auf den Werth deiner Handlungen bezieht, ohne dich selbst zu täuschen. Wir Menschen glauben oft, unsere Pflichten ganz erfüllt zu haben, während dem wir sie nur halb erfüllten. So bald dich aber dein wieder auflebendes Ehrengefühl und deine Liebe zu mir spornen, deine Pflichten bis aufs kleinste Pünktchen zu erfüllen, so daß dir jedermann Gerechtigkeit widerfahren lassen muß, dann darf ein stiller bescheidener Stolz deine

Beruhigung seyn, und du wirst bei den unbilligsten Mißhandlungen dich mit gerechtem Selbstgefühl hoch über andere wegsezzen können.

Julchen. (Küßt ihr die Hand) O liebe vortrefliche gnädige Frau, wie wohl thut diese Sprache meinem Herzen! —

Dame. Und wie lieb ist es mir, daß ich in dir zum erstenmal wieder die unterdrükte Natur aufleben sehe! —

Julchen. O Gott, als ich in meinen ersten Dienst kam, da hab ich unaufhörlich geweint! —

Dame. Ohne daß sich vielleicht jemand um deine Thränen kümmerte, nicht wahr? —

Julchen. Daß Gott erbarm, man hat mich noch dazu brav ausgelacht. Die gnädige Frau hieß mich immer ein dummes hochmüthiges Gänschen, und der gnädige Herr schalt mich eine alberne kleinstädtische Dirne. Doch, Sie verzeihen, gnädige Frau, daß ich mich vergaß, es schikt sich nicht, daß ich über meine alte Herrschaft so spreche! —

Dame. Wahrheit, liebes Julchen, ohne hämische Bitterkeit, ohne Verdrehung und boshafte Zusäzze, darf der Mensch gegen den Menschen immer sprechen, besonders dann, wenn er so gewissenlos gedrükt wurde! —

Julchen. (Naif) Dies that mir eben am wehsten Ihro Gnaden, daß man mich zwang, meine vorige gnädige Frau durch Schmeicheleien so oft anzulügen. Fast konnte ich es nicht übers Herz bringen, ihr bei jeder Gelegenheit, selbst auch da, wo sie Fehler machte, so viel zu schmeicheln, wie sie es forderte, und die übrigen Dienstboten es auch thaten. Ich mußte oft Tag und Nacht studieren, ihr auf alles, was sie that, was schönes sagen zu können, und Gott verzeih mirs, am Ende würde ich das Ding so gewöhnt, daß ich es mit ihr gar nicht mehr aufrichtig meinte.

Dame. Um diesen Preis, Julchen, hätte ich aber lieber geschwiegen! —

Julchen. Je nun, ich nahm es mir freilich oft vor, und wagte es auch zuweilen; allein da ward ich gescholten, geplagt, genekt bis aufs Blut. Andere erhielten den Vorzug, verschwazten, verleumdeten und verfolgten mich zugleich mit der Herrschaft, und ich armes Mädchen stand oft auf dem Punkte, auf die Strassen gestossen zu werden, ohne was gethan zu haben.

Dame. Wie wärs aber, Julchen, wenn ich dich

gerade darum, weil du ans schmeicheln gewöhnt bist, verstiesse? —

Julchen. (Aengstlich) Ach, das werden Ihro Gnaden doch nicht thun! — Sie dürfen ja nur befehlen, wie ich mich betragen soll; ich will gerne allen möglichen Fleiß anwenden.

Dame. Julchen, bei so was befehle ich nie, dein Herz muß es dir selbst sagen, was du mir in Zukunft schuldig bist, wenn ich dich gut behandle, und auch für dein moralisches Wohl sorge.

Julchen. (Hüpft vor Freuden in die Höhe) O gnädige Frau, so bald ich das Herz darf sprechen lassen, dann hab ich gewonnen Spiel! —

Dame. Was sagt dir denn dein Herz? —

Julchen. (Mit Wärme und Natur) Daß ich das glüklichste Mädchen unter der Sonne bin, wenn Sie Geduld mit mir haben, und mich im Dienste behalten! —

Dame. Ich habe aber auch Launen, und oft hizzige Launen.

Julchen. Hat nichts zu sagen, liebe gnädige Frau, ich will tausendmal lieber, daß man mir meinen Fehler auf der Stelle ins Gesicht sagt, damit ich mich darnach zu richten weiß, als wenn man mich auf falschen Umwegen mit kalter

Höflichkeit aus dem Hause stößt, und meinen guten Namen den Lästerzungen preis giebt, wie mir dies lezthin geschah.

Dame. Es giebt aber doch so viele Dienstmädchen, die es gewaltig hoch nehmen, wenn ihre sonst gutherzige Gebieterinn in der Verstimmung hier oder da ein bischen braust.

Julchen. Gnädige Frau, dies sind aber sicher nur solche Mädchen, denen es an Erfahrung fehlt, und die zwischen vorübersliegender offenherziger Hitze und kalter anhaltender Bosheit keinen Unterschied kennen.

Dame. Ei, sieh doch einmal, liebes Julchen, wie du jezt so hübsch aufgewacht bist, wie deine Wangen glühen, wie dein Mäulchen geht! Vor einer Stunde warst du noch nicht so. Vergiß aber nur nie, daß du durch unrechte Hände schon ein bischen verbogen warst! —

Julchen. Dies habe ich leider oft genug gefühlt aber meine Lage war meine Tyrannin, und nun will ich Gott auf den Knien danken, daß er mich zu einer Dame führte, die den Menschen durch den Menschen zu ehren weiß.

Marianne Ehrmann.

Briefe über meinen kleinen Jungen und seine Erziehung.

Dritter Brief.

O gewiß, meine theuerste, liebste Freundin, gewiß hätte ich es nimmermehr geglaubt, daß die Erziehung einen so mannigfaltigen Stoff zum Nachdenken darböte. Wie viele wichtige, nüzliche, äusserst zwekmässige Bemerkungen kann eine denkende Mutter bei dem sich immer mehr entwikkelnden Kinde machen, wenn sie will — und wie gut ist es, wenn sie dann ihre ganze Behandlungsart meist nach diesen aus der Erfahrung geschöpften Bemerkungen einrichtet. Es läßt sich überhaupt bei der Erziehung im einzelnen unmöglich einem allgemein vorgeschriebenen Plane folgen, da man sich ja nur bloß nach den Anlagen des Kindes und nach der Entwiklung derselben richten muß, die oft einen so ganz verschiedenen Gang gehen.

Sie dürfen es mir kühn glauben, meine Freundin, daß mich mein kleiner Junge bei aller möglichen Aufmerksamkeit dennoch durch manche unvorhergesehene Richtung, die sein Herz nahm, sehr oft irre führte, und daß ich dann natürlich

auch meine Behandlungsart ändern mußte. Bisweilen bin ich wohl gar auf wenige Augenblikke unschlüssig, wie ich ihn am sichersten leiten soll, da er sich seit einiger Zeit weit schneller als sonst entwikkelt, und da mit dem Körper auch seine Leidenschaften bis zur Unbändigkeit wachsen. Ein zu unmässiges wildes Feuer reißt ihn zur auffallendsten Ungeduld und zum halsstarrigsten Eigensinn hin. Diese beiden Fehler sind wirklich seine herrschenden Leidenschaften, die zwar viel innere Kraft und eine mir sehr willkommene Selbstständigkeit verrathen; aber wie dies noch zu unbändige Gefühl von rohen Auswüchsen reinigen? Wie dasselbe ins rechte Geleis bringen? Wie es von Rohheit und Bosheit absondern, ohne es durch zu scharfe Strenge zu unterdrükken, oder durch übelangewandte Nachsicht noch züggelloser ausarten zu lassen? —

Vor der Hand sind wir nun entschlossen, diesem noch zu rohen Hange zur Selbstständigkeit folgende Mässigungsmittel entgegen zu sezzen. Wir übersehen nämlich dem feurigen Jungen mit anscheinender Unaufmerksamkeit und kaltem Gleichmuth eine Menge kleiner Fehler, die alle Augenblikke aus dieser Quelle fliessen; und nur dann, wenn er sein Ungestümm zu weit treibt, wird er mit angemessener Strenge bestraft. Zur Zeit noch,

da er grossentheils im thierischen Zustande ist, wo weder Ehrengefühl noch Vernunftgründe viel wirken können, geschieht dies blos mit der Ruthe, jedoch ohne Geschrei und Zorn. Die Erfahrung hat mich nun hinlänglich überzeugt, daß es, troz aller noch so empfindsamen Deklamazionen von verschiedenen menschenfreundlichen Erziehern und Erzieherinnen, eben so unmöglich ist, ein zu lebhaftes Kind, das noch keine moralische Bewegungsgründe zu fassen vermag, ohne Ruthe gut zu erziehen, als es gewiß schädlich wäre, sie bei einem sanften Kinde zu gebrauchen. Ich hoffe übrigens, daß der Junge bald über diese noch so niedrige Epoche hinaus seyn wird. Zwar versteht er schon manches, wenn man ihm seine Unarten durch vernünftige Vorstellungen zu verweisen sucht; dem ungeachtet aber ist sein Gefühl für Recht und Unrecht noch immer zu verworren, um ihn im Handeln bestimmen zu können.

Ueberdies bemerkte ich an dem Jungen einen ungemein starken Hang zur spöttischen Neckerei, die oft in wahre Eulenspiegelsstreiche ausartet, und mich nicht selten über seine ausgesuchten Schalkheiten zum Lachen zwingt. Natürlich bemühe ich mich, dieses mir abgenöthigte Lachen so gut als möglich zu verbergen, damit er ja nicht auf den

Gedanken verfallen möge, als ob ich diese kleinen Genieſtreiche mit Beifall krönte. Er iſt aber eitel und ſchlau genug, ſich gefliſſentlich nach der Seite hinzuwenden, wo ich mein lachendes Geſicht vor ihm verbergen will. Mir iſt in der That gar ſehr darum zu thun, daß er ſeine Eitelkeit nicht etwa durch ſolche wizzige Poſſen, ſondern einſt vielmehr durch ſchöne, nüzliche Handlungen zu befriedigen ſuche, und daß ſie ſich alſo nach und nach in ein feines Ehrengefühl verwandlen möge. Auch ſuche ich es ſtrenge zu verhüten, daß dieſer Hang zu launigtem Wizze nicht noch auf Koſten ſeines Herzens fortwachſe, und ihn einſt ſogar gegen Beſcheidenheit und Menſchenliebe ſich zu verſündigen verleiten möge. Mich dünkt, daß wir eben dieſer Vernachläſſigung in einem ſo wichtigen Punkte der Erziehung auch manchen vorlauten Jüngling zu verdanken haben, deſſen wizzig ſeyn ſollende Machtſprüche nicht ſelten das mitleidigſte Lächeln verdienen.

Wirklich treibt der Kleine ſeine Neckereien gegen Andere oft ſo weit, daß er ſich z. B. ſchalkhaft verſtekt, wenn man ihm ruft, und, wenn er gefunden wird, ein lautes Gelächter aufſchlägt. Auch gehorcht er nicht leicht auf den erſten Befehl, und legt dabei ſein Geſicht immer in ſo ſatyriſche Falten, daß man ſeiner ganzen Ernſthaf-

tigkeit aufbieten muß, um ihn ohne Lachen zum nöthigen Gehorsam anzuhalten. Nur dann erst, wann ihm gebieterischer und etwas stärker zugerufen wird, pflegt er Antwort zu geben, manchmal wol gar mit dem Zusaz: Poz Sapperlot! (ein Ausdruk, den er leider der Magd ablernte) und dies mit einer Miene, als wollte er sagen: Ei es ist wol der Mühe werth, daß man mir so strenge befiehlt! Dem ungeachtet gehorcht er immer, wenn er Ernst sieht, und ich hoffe, daß er diese pöbelhafte Redensart bald wieder vergessen werde.

Mir ist indessen seine vielversprechende, fast immer heitere Laune äusserst willkommen, so sehr sie auch oft, der Natur seines Geschlechtes gemäß, in wildes Ungestümm ausartet. Von Groll und Tükken hat er bis jezt, Gottlob! noch gar keinen Begriff. Sein Karakter ist dazu zu offen und der Gang seines Blutes zu leicht. Es kömmt ihm zwar oft sehr schwer an, nach einer erlittenen Züchtigung um Verzeihung zu bitten; allein, im Feuer der Liebe versteht er sich doch am Ende dazu, und zwar mit völlig arglosem Herzen und ohne die geringste heimliche Galle.

Im Ganzen verrathen wirklich alle seine Handlungen eine gewisse Originalität, und da er sich beständig unter lauter erwachsenen Personen auf-

hält, oder wenigstens allemal unter ihrer Aufsicht steht, so bin ich geneigt, es grossentheils diesem Umstande zuzuschreiben. Oft wird ihm freilich auch die Zeit sterbenslange, weil wir eben nicht immer Musse haben, viel mit ihm zu plaudern, wovon er, vermöge seiner Lebhaftigkeit, ein gar zu grosser Liebhaber ist. Seine dermalige Lieblingsbeschäftigung ist die, in den Büchern Kupferstiche aufzusuchen, deren Figuren er gewöhnlich mit einem Blikke erkennt, und oft gar komisch zu beschreiben weiß. Wir geben ihm auch meistens schöne und richtige Abbildungen, um seinen Geschmak wenigstens nicht zu verderben.

Was er übrigens nicht immer vor Augen sieht, das ersezt ihm seine wirklich schon zügellose Einbildungskraft. Es ist in der That zu verwundern, was diese Tausendkünstlerin ihm für Streiche spielt; wie er sich durch dieselbe täuscht; wie rasch sie ihn mit sich fortreißt, indem er sich oft wol gar einbildet, es thue ihm etwas weh, wenn auch gar nichts daran wahr ist. Wann er denn allemal solche Selbsttäuschungen äussert, so lachen wir ihn meistens nur aus, und zuweilen lacht er gar selbst mit. Meint er es aber damit zu ernstlich, so suchen wir ihn von seinem Irrthum so so gut als möglich zu überzeugen.

Auf diese Rechnung schreibe ich auch grossentheils seine Furcht vor verschiedenen Thieren, die sich seit kurzem gegen seine sonstige Gewohnheit bei ihm eingeschlichen hat. Das Geschrei, welches er oft von einem Thiere in ziemlicher Entfernung hört, wird bei ihm durch die zu lebhafte Einbildungskraft vergrössert; und so entstand diese mir lästige Furcht, die ich ihm nun durch eine gelindere Ueberzeugungsart als ehedessen abgewöhnen werde. Jezt nämlich, da seine Einbildungskraft stärker geworden ist, darf ich keine Zwangsmittel mehr anwenden, sonst möchte die Furcht sich in seinem Gemüthe nur noch vester sezzen. Wiederholte Versuche, ihm das Thörichte seiner Furcht durch Vernunftgründe begreiflich zu machen, und öftere Gelegenheit, eben diese gefürchteten Thiere zu sehen, werden wol schwerlich ohne gute Wirkung bleiben.

So viel unterdessen, meine theuerste Freundin, von meinem lieben Jungen und der auf ihn verwandten Erziehung! Er macht mir viele selige, aber auch viele unruhige Stunden. Der Himmel gebe, daß mich meine guten Hoffnungen in ihm nicht täuschen, und daß es meinem Gatten und mir gelingt, einen guten nüzlichen Bürger aus ihm zu erziehen! — Wie immer, so auch jezt, mit einem Herzen voll Liebe ganz die Ihrige

Marianne Ehrmann.

Präliminarien zu meinem Ehekontrakt. *)

Der Zwek der Ehe ist Befriedigung eines äuſserſt lebhaften Hanges zweier, nach äuſſern und

*) Jettchen, so Gott will, die künftige Gefährtin meines Lebens, kann für eine hübsche, äuſserſt angenehme und gefällige Frauensperſon gelten. Sie hat nun bald 22 Jahre. Von Geburt ist sie aus dem Mittelstande. Ihre gute Erziehung, die sie theils im älterlichen Hause, theils aber nach dem frühen Tode ihres Vaters bei einem rechtschaffenen Verwandten genoß, ist fast das einzige, in meinen Augen gleichwohl das schäzbarste Erbtheil, das sie mir mitbringen kann. Von früh auf schon mit keinem geringen Theile menschlichen Elendes bekannt, weiß sie den Werth eines Gatten zu schäzzen, der ihr Führer, ihre Stüzze werden soll. Fern von hohen Ansprüchen, störrigen Weiberlaunen, ewiger Rechthaberei — ist sie ganz Bescheidenheit, Hingebung und Aufopferung für den, dessen Herz sie redlich und dessen Verstand sie reif genug erfunden hat, um sich seiner unbedingten Leitung für immer anvertrauen, um einem ge-

innern Verhältnissen möglichst gleicher Personen beiderlei Geschlechts, sich wechselsweise und auf immer zu beglükken.

---

meinschaftlichen Schikſal mit ihm sich unterwerfen zu können.

Beide Eigenschaften glaubt sie mit aller Zuversicht in meiner Person vereint angetroffen zu haben, in welcher vortheilhaften Ueberzeugung ich sie denn auch durch ein planmäßiges Verhalten, so viel an mir ist, zu bestärken suche. Ihr gesunder Menschenverstand, verbunden mit einer ziemlichen Kenntniß des menschlichen Herzens, erleichtert oder erschwert mir dies, wie ichs nehmen will. Gebe ich nun aber auch ab und zu eine bedenkliche Blöſſe, so habe ich mich nur gleich an unser beider Hauptleidenschaft für einander, nämlich an die Liebe zu halten — — und siehe, sie dekket auch der Irrungen Menge! Denn ist Jettchen bei irgend einer meiner Handlungen, wovon sie den zureichenden Grund allenfalls nicht richtig aufzufinden weiß, nur davon überzeugt, daß mein Herz mit immer gleicher Lebhaftigkeit für sie schlägt, so kümmert sie's weiter nicht mehr, und alles, was ich thue oder lasse, geschieht ohne sonderlichen Einspruch von ihr.

Sie liest sehr gerne Geschriebenes, und be-

Die einzige Bedingung dabei ist ein für unauflöslich angenommener und so enger Freundschaftsbund, daß gleichsam aus Beiden nur Eins wird.

Ehe dieser Bund aber mit Sicherheit geschlossen werden kann, muß man sich offenbar erst über die Mittel vereinigt haben, die man zu seiner wechselsweisen Beglükkung zu benüzzen gedenkt.

Statt der hunderterlei Mittel nun, die in diesem Falle ausdrüklich oder stillschweigend vorgeschlagen und gewählt werden mögen, begnüge ich mich an meinem Theile mit einem Einzigen, das ich Sinn für häusliche Glükseligkeit nenne.

---

sonders, wie sie sagt, von meiner Hand. Unerachtet wir uns täglich sprechen können, verlangt sie doch allezeit entweder einen Brief, einen Aufsaz, ein Gedichtchen, und wie es auch immer mag genannt werden, wenns nur von meiner Hand, und nicht ausgeschrieben ist. Unter anderem schikte ich ihr denn neulich auch diese Präliminarien, mit der Bitte, ihre Anmerkungen dazu an den Rand zu sezzen. Sie thats; und in dieser Form werden sie jezt den zahlreichen Leserinnen der Einsiedlerin aus den Alpen kommunizirt.

Was aber unter diesem Sinne alles begriffen sei, kann ich so ganz kurz nicht fassen.

Sinn für häusliche Glükseligkeit ist nach meiner besondern Empfindung diejenige Stimmung des Herzens und Geistes, nach welcher eine unterhaltende, mit gesundem Geschmak sich vertragende Tändelei zum Hauptbedürfniß wird; eine Tändelei, die sich in unbefangener Traulichkeit, in einer ewigen, selbst bei persönlicher Abwesenheit durch die Phantasie fortgesezten Umarmung, in einem gemeinschaftlichen, sogar mit kindischer Gewissenhaftigkeit gleich vertheilten Genusse alles Genießbaren äussert. Wo dieser Sinn sich findet, da ist man in seiner Art der genügsamste und doch zugleich der ungenügsamste Mensch von der Welt. Der Genügsamste, in Rükſicht der Ansprüche auf äusseres Ansehen, auf Glanz und grossen Reichthum, die sich selten mit dem stillen häuslichen Glükke vertragen, das um so gröſſer und schmakhafter ist, je unbemerkter man es genießt. Ja, statt rauschenden Vergnügungen nachzugehen, durch die man so gerne aus seiner häuslichen Sphäre herausgerissen wird, findet man weit mehr Geschmak an einer neuen Anordnung im Hauswesen, sollte es auch bloß eine Kleinigkeit betreffen, wenn nur von Zeit zu Zeit das

Einförmige auf eine geschikte Art unterbrochen wird. Der ungenügsamste Mensch ist man in diesem Falle endlich, in Rükſicht auf die Gefälligkeiten und Liebeserweisungen des Gatten. Nicht zwar, als ob man mit gar Nichts, selbst mit dem unverkennbarsten Beweise solch einer Achtung und Werthschäzzung nicht einmal zufrieden seyn könnte. Nein! Vielmehr nimmt man alles mit größtem Danke an, es sei an sich so gering und unbedeutend, als es wolle. Aber gesättigt ist man deswegen noch nicht auf lange, so wenig, als man sich des Tags nur mit Einer Mahlzeit abspeisen läßt. Ja ich hätte schon nicht die beste Meinung von der Liebe des Gatten, der auch nur einen einzigen Tag, in welchem ihm keine neuen Beweise von Liebe gegeben worden wären, gleichgültig hinbringen könnte. Ein beständiges Geben und Nehmen, ein unaufhörlicher Tausch von Gefälligkeiten, wäre es auch nur ein liebevoller Blik, ein warmer Händedruk, ein Kuß, eine kleine Schmeichelei, oder sonst eine verbindliche Aeusserung, wodurch man einander seine Aufmerksamkeit zu erkennen geben kann, alles dies hat meines Erachtens den größten Werth, wo Sinn für häusliche Glükſeligkeit ſich findet.

Da ich nun diesen Sinn als die einzige Grund-

lage unsers künftigen Glüks im Ehestande betrachte, so ergeben sich daraus folgende Punkte, an deren gewissenhaften Beobachtung uns Beiden, wie ich glaube, alles gelegen seyn muß.

I.

Den Hauptzwek der Ehe, wechselsweise Beglükkung, sollte man sich ja nie weder durch zu ängstliche häusliche Sorgen und übertriebene Geschäfte, noch durch Zerstreuungen ausser dem Hause und dem Schooße seiner Familie aus dem Gesichte rükken lassen. Die erste und lezte Aufmerksamkeit, jede glükliche Laune, jeder Augenblik von Erholung wird dem Gatten gewiedmet. Ja man macht sich unter der Hand ein eigenes Geschäft daraus, die Aufmerksamkeit des Andern stets auf sich zu lenken.

[Zugestanden! Und das um so williger, da ich am Ehestande nichts mehr auszusezzen habe, als die Grämlichkeit der Männer und ihre üble Laune, wenn sie über ihren Amtsgeschäften oder sonst über etwas brüten. Da darf dann die liebe Ehehälfte hübsch alleine sizzen, und über Tische

sich

sich noch auf eine Stirne voll finsterer Gewitterwolken gefaßt machen. Lieb Männchen halte einst ja gewissenhaft ob diesem Artikel!]

2.

Aus verschiedenen Gründen wünschte ich, daß unser Hochzeittag alle Jahre zu einem häuslichen Feste Anlaß gäbe.

[Bin's auch zufrieden. Die Anordnung der Feier sollte aber billig von Jahr zu Jahr unter uns Beiden abwechseln.]

3.

Es hüte sich Eins wie das Andere, in den Augen seines Gatten die ihm gebührende Achtung zu verlieren. Zu dem Ende müsse jede Handlung, selbst unter vier Augen, mit Anstand geschehen. Physische Schwächen so wenig als moralische darf man einander so geradezu offenbaren, und nur derjenige Theil, welcher sich — ohne deswegen affektirt und zurükhaltend zu seyn, so viel möglich immer gleich bleibt, wird auf beständige Achtung Anspruch machen können.

[Ich bin es ganz überzeugt, daß wir auf diese Art die gefährlichste Klippe des Ehestandes, Gleichgültigkeit unter Gatten, werden vermeiden können. O Gott, wenn uns das gelänge! Doch ich hoffe es. Bei Ihrem feinen Gefühl, bei Ihrem geläuterten Sinne für alles Schöne und Wohlanständige, den Sie sich so angelegentlich auch in mich vollends herüber zu verpflanzen bemühen, muß es mir leicht werden, über diese, unserm gemeinschaftlichen Wohl so höchst unentbehrliche Stüzze zu wachen.]

4.

Besonders müsse alle Nachläßigkeit in Kleidern, alles Unreinliche, Zerlumpte, Geschmaklose beiderseits vermieden werden.

[O, ich weiß es schon gut, was mein künftiger Herr Gemahl auf Reinlichkeit und Eleganz halten! Und ich sezze dazu: Von Rechtswegen! Verächtlicher kömmt auch mir nichts vor, als eine solche Beleidigung alles Wohlstandes, eine solche Geringschäzzung wesentlicher Annehmlichkeiten des Lebens. Eine vernünftige Wirthschafterin schon, geschweige eine zärtliche Gattin, wird weder sich selbst in Lumpen kleiden, noch auch von ihrem Manne verlangen, im Schmuzze zu verderben.]

5.

Jeder Gatte suche seine Ehre in der Ehre des Andern. Man mache einander also nicht vor fremden Personen lächerlich.

[Sie berühren hier einen Punkt, bei dem Sie von meiner Seite gewiß nichts zu fürchten haben; denn auch ich wußte meinen Unwillen nicht zu verbergen, wenn mir etwas ähnliches widerfuhre. In meinem Leben hätte ich kein wahres Zutrauen mehr zu Ihnen.)

6.

Man schwazze keine Ehegeheimnisse aus, und auch sonst von allem nichts, was man allenfalls in Stunden höchster Vertraulichkeit gegen einander geäussert hat.

[Das wäre doch auch mein Tod, mich so verrathen zu sehen! Und wie oft geschieht das nicht von unvorsichtigen, weniger feinfühlenden Ehegatten!]

7.

Spöttischer und auf irgend eine Art anzüglicher Scherz sei für immer unter uns verbannt.

[Gut! Alles, was nur immer das innigste Zutrauen unter uns abstumpfen, oder wol gar morden könnte, wollen wir fliehen, wie die Pest.]

8.

Wir haben uns zu hüten, daß wir einander keine Bitte oder Gefälligkeit, ohne eine ziemlich gültige Entschuldigung, versagen.

[Wieder ein schöner Beweiß von Ihrem feinen Gefühl! Ich denke über diesen Punkt so: je mehr man sich in Acht nimmt, um etwas zu bitten, das einem nicht könnte gewährt werden, und je dankbarer man die Erfüllung der Bitte anzunehmen gesonnen wäre — kurz, je delikater man zu bitten versteht, um so schmerzlicher muß es einen kränken, wenn er sich mit einem trokkenen, herzlosen Nein abgewiesen sieht. Eine vernünftige und liebreiche Entschuldigung aber — und wie gerne nimmt man seine Bitte zurük! Habe ich nun den Sinn Ihres Gesezzes errathen? Und trauen Sie mir es so fort zu, daß ich nimmermehr — Ihnen gegenüber — eine solche Grausamkeit begehen könnte?]

9.

Wir verpflichten uns, keinen Hausfreund und keine solche Freundin anzuziehen, deren Umgang auch nur von fern her zur Eifersucht Anlaß gäbe.

[Vollkommen zugestanden!]

10.

Kein Gatte soll einen seiner Verwandten besonders begünstigen, oder ohne Vorwissen und Einwilligung des Andern unterstüzzen.

[Diese Vorsicht wird uns nicht nur manchen bittern Verdruß ersparen; sondern es ist sogar auch billig, zu vermuthen, daß, wo es auf wohlthätige Handlungen gegen unsre Nebenmenschen überhaupt ankömmt, kein Gatte sich vom andern werde übertreffen lassen.]

11.

In so fern wir überhaupt schon von einander überzeugt seyn dürfen, daß wir uns nie durch Verschwendung unglüklich machen, sondern eine kluge Sparsamkeit mit dem nöthigen Erwerbfleiß verbinden werden, ist nur noch der einzige Punkt ausdrüklich zu bestim-

men, daß kein Gatte befugt seyn soll, den Tisch und die übrigen Bedürfnisse eigenmächtig zu reguliren und einzuschränken. Wenn nämlich der Fall einträte, daß eins von uns aus besondern ökonomischen Rükſichten für nöthig fände, sich irgend einer kostbaren Speise, eines Getränks u. dgl. seltener oder auf einige Zeit gar nicht mehr zu bedienen, so müßte immerhin erst die Einwilligung des andern Gatten durch liebreiche Vorstellung dazu gewonnen werden, oder die Sache gar unterbleiben.

[Wenn ich nicht wüßte, daß Sie selbst dem Kaffee eben nicht abhold sind, so käme ich auf den Verdacht, Sie wollten seiner Zeit damit eine Einschränkung vornehmen. Doch, meinetwegen! Wenn Sie sich aus Gründen, die aber weder Geiz noch Eigensinn und Härte verrathen dürfen, eine solche Aufopferung gefallen lassen, so kann ichs auch. Ueberhaupt möchte ich, so lekkerhaft und eitel ich auch bin, doch nichts genieſſen, das den Beifall meines guten Gatten nicht hätte. Ja ich würde selbst ein Vergnügen darein sezzen, mir manchmal etwas aus freien Stükken zu versagen, um nur Gelegenheit zu haben, Ihre Aufmerksamkeit für mich zu schärfen. So ein Honigwörtchen: „Was-

rum versagt sich lieb Weibchen dieses kleine Bedürfniß"? oder gar ein Geschenk an Kleidungsstükken, die ich mir aus Furcht vor anscheinender Verschwendung nicht anzuschaffen getraute, wäre doch wol Ersaz genug, besonders für die Verläugnung eines wirklich sehr zweifelhaften Vergnügens, bei dessen unausgesezstem Genusse man so leicht in der Achtung des Gatten sinken kann.]

12.

Was endlich diejenigen Verhältnisse anbelangt, in welchen wir vor unsrer Bekanntschaft und Verbindung mögen gestanden seyn, und die also keinen Bezug auf unsern jezigen Fall hatten, indem wir ja eben so gut einander ewig hätten fremd bleiben können, so versteht sichs von selbst, daß keine Vorwürfe deswegen Statt finden. Nur von dem Augenblikke unsrer engern Verbindung an sind wir einander für unsre Handlungen verantwortlich, und bleiben es jezt für immer.

[Ja, da mag er denn stehen, der wichtige Gränzstein! Jenseits desselben war für uns beide schuldlose Freiheit. Wir kannten einander nicht, hatten also auch keine besonderen Pflichten für einander. Disseits des Gränzsteins aber opfern wir gerne unsre

Freiheit gegenseitig auf, weil wir, wie vorhin im Vollgenuß der Freiheit, jezt unser Glük in Aufopferung derselben suchen. Beide Wege, wenn sie sch n nach gleichem Ziele führen sollten, sind doch verschieden. Wir wollen also den neuen mit aller Achtsamkeit wandeln, ohne auf den vorigen mit neidischen oder anmassenden Blikken zurükzusehen.]

J. J. R.

An Selma.

Nichts als scheiden
Auf ein Augvoll Wiedersehn;
Jeden willkomm
Gleich mit Lebewohl begehn;

Kaum erst kosten
Der Umarmung Süssigkeit,
Auf den Wermuth
Banger Trennung stets bereit;

Nur zu lange
War dies unsrer Liebe Loos,
Die des Kummers
Viel in beider Seele goß;

Die uns immer
Grausam täuschte spat und früh
Und dem Strome
Stiller Thränen Nahrung lieh.

Ha, geschworen
Sei es jezt mit hohem Schwur:
Wo ich wohne,
Liebchen, da, da wohnst du nur;

Kömmst mir nimmer
Aus dem Auge, aus der Huth;
Dich zur Seite —
Lach' ich meiner Feinde Wuth;

Biet' ich selber
Troz dem Schikfal, troz der Welt:
Dich zum Lohne —
Hab' ich, was mir nur gefällt.

J. J. K.

Geschichte einer Zwillingspflaume.

Dank sei es der Liebe, daß sie — hauptsächlich für Herzen von etwas feiner Empfindung — in jedem sonst sehr unbedeutenden Gegenstand, ja vielleicht in einem dürren Strohhalme selbst, sich eine Quelle hohen, reinen Vergnügens zu eröffnen weiß.

Ein Beispiel hievon!

Es war eine Zeit, wo Selma und ich einander noch nicht so ganz von allen Seiten kannten. Da gabs dann ab und zu geheime Beorgnisse von wechselseitigem Mißfallen; gelegenheitlich auch Launen; und wir schieden nicht jederzeit so, daß eins des andern Blik ganz ruhig aushielt.

Um Gelegenheit zur Wiedervereinigung, waren wir indessen nie verlegen. Denn bei jedem Anlaß zum Schmollen fühlten wir nur um so lebhafter, wie ganz unentbehrlich wir einander geworden waren. Völlige Trennung ließ sich schlechterdings nicht mehr gedenken.

Einst standen denn die Sachen wirklich so! so! Aber die nächste Post — und auf diese durften wir beiderseits jeden Tag fast rechnen — brachte mir früh morgens ein kleines winziges Schächtelchen. Ich eröffnete es mit lautem Herzklopfen — und

siehe: nichts fand sich drinn, als eine Zwillingspflaume — ohne Brief und Deutung!

Was ihre Bestimmung sei, ließ sich übrigens in meinem Falle schon noch errathen. Ich löste aber einen Theil davon recht geflissentlich mit meinem schärfsten Federmesserchen ab, aß ihn, und schikte am Abend darauf die andere Hälfte mit folgendem Billet an Selma.

Ha, Zwillingspflaumen!! — Sind sie wol
Von gleichgeschaffnen Herzen
Ein vielbesagendes Symbol?
Fast sollte mich's dann schmerzen;
Weil ihre Ungewöhnlichkeit
Zugleich von grosser Seltenheit
Belobter Herzen zeuget.

Indessen hab' ich ohne Scheu
Den einen Theil verzehret,
Auch dies und das gedacht dabei,
Wie hier mein Briefgen lehret.
Dem zweiten hübschern Theile nun
Mag Selma jezt ein gleiches thun,
Und auch das Ihr'ge denken!

Liebchen hatte diese Wendung nicht erwartet. Thränen traten ihr dabei ins Auge. Ja sie befolgte mein Verlangen so gewissenhaft, daß sie in

Gegenwart ihrer Freundinnen, denen sie den Vorfall erzählt hatte, die überschikte Hälfte mit grossem Appetit verzehrte.

Ob wir dann auch bei nächster Gelegenheit einander um den Hals gefallen sind? — —

Die Grönländer.

(Zur Erklärung des diesem lezten Bändchen beigefügten illuminirten Titelkupfers)

Die Grönländer, die das rauhe, kalte, unfruchtbare Grönland hier oben an der nördlichsten Küste des östlichen Theils von Nordamerika bewohnen, sind eine in mancher Rükſicht sehr ausgezeichnete Menschenrace. Sie sind von kleiner Statur — doch ohne wirkliche Zwerge zu seyn — haben breite, flache Gesichter mit dikken runden Bakken, kleinen schwarzen unbedeutenden Augen, kleiner Stumpfnase, kleinem rundem Munde, und dikker Unterlippe. Durch diese Karaktere zeichnet sich die Physionomie der Grönländer von andern Völkern aus. Ihre Leibesfarbe ist gelbbraun; doch rührt dieselbe mehr von ihren thranichten Speisen

und von ihrer Unreinlichkeit, als von dem Klima her. Denn es giebt auch ganz weisse Leute unter ihnen, und hübsche rothe Bakken sind bei jungen Grönländerinnen nichts seltenes. Sie haben meist dikkes, schwarzes, hartes und langes Haar, kleine zarte Füsse und Hände, grosse Köpfe, breite Schultern, und fleischige, blutreiche Körper. Ihr Temperament ist sanguinisch - flegmatisch. Der viele Thran, den sie geniessen, macht sie, so wie das viele Fischessen so stark ausdünsten, daß sie die heftige Kälte, denn ihr Land ist eines der kältesten, leicht ertragen können. Diese ihre Nahrung macht sie aber auch sehr wollüstig und träge. — Sie leben beinahe ganz allein von der Jagd und dem Fischfange; der leztere besonders liefert ihnen die meisten ihrer Bedürfnisse. Die Zubereitung ihrer Speisen ist höchst unreinlich.

Die Kleidung der Grönländer ist ihrem kalten, rauhen Klima angemessen, und besteht meist im Pelzwerk. Der Ueberrok sieht einer Mönchskutte ganz ähnlich, und ist gewöhnlich von Rennthier- oder Seehundfellen, wobei das Haube auswärts gekehrt ist. Die Unterkleider sind von Vogelhäuten gemacht, mit einwärts gekehrten Federn. Die Beinkleider, Strümpfe und Schuhe sind von Fellen. Reichere Leute tragen Kleider von wolle-

nem Tuche. Wenn sie zur See gehen, ziehen sie über alle diese Kleider noch ein dichtes Oberkleid an, um die Nässe abzuhalten. — Die Kleidung der Frauenspersonen ist von der männlichen nur wenig verschieden. Die Achseln und Kappen des Oberkleids sind blos etwas höher, auch ist es unten nicht abgestutzt, sonder hinten und vorne mit einem Zipfel versehen, der mit rothem Tuche verbrämt ist. Die Grönländerinnen tragen auch Beinkleider, Strümpfe und Schuhe, wie die Männer, doch sind die ihrigen saubrer ausgenäht. — Auch unterscheiden sich die Geschlechter durch die Behandlung der Haare, die den Kopfputz ausmacht. Die Mannsleute tragen die Haare kurz geschnitten; die Frauenspersonen schneiden aber ihre Haare nie ab, als im Wittwenstande, besonders wann sie nicht mehr heurathen wollen; sie lassen sie also wachsen, wie sie wollen, binden sie aber doppelt über dem Kopfe zusammen, und schmükken sie mit allerlei Zierrathen. Sie tragen auch in den Ohren und in Halsbändern Glasperlen, und suchen überhaupt, wie (ich will es unsern schönen Leserinnen nur ins Ohr sagen) alle Frauenspersonen auf dem ganzen Erdboden, alles hervor, was, ihrer Meinung nach, zur Erhebung ihrer Reize beitragen kann. Aus diesem Grunde ziehen sie sich auch ei-

nen schwarzen Faden unter dem Kinne hin, so daß sie aussehen, als ob sie einen Bart hätten, und ihr einziges Schmink- und Waschwasser ist .... mit Respekt zu melden .... ihr Ur.n! — Mütter und Kinderwärterinnen ziehen gewöhnlich einen so weiten Pelz an, daß sie den nakten Säugling bequem auf dem Rükken hinein stekken können.

Uebrigens werden die Weiber der Grönländer ziemlich sclavisch gehalten; sie müssen alle Arbeiten mit verrichten, und dürfen nicht mit den Männern essen. Eine leicht erklärbare Sitte! —

E.

Ankündigung.

Amaliens Feierstunden, Deutschlands und Helveziens Töchtern geweiht, oder gesammelte und neubearbeite Schriften von Marianne Ehrmann.

Diese auf Subscripzion angekündigte Sammlung der nüzlichsten, unterhaltendsten, theils anonym erschienenen und zerstreuten, theils noch ganz ungedrukten Schriften einer berühmten Schriftstellerinn wird in acht Bändchen bestehen, und enthalten: I. B. Amaliens Schreibtafel, oder Frag-

mente für Freundinnen des Nachdenkens; II. und III. B. Antonie von Warnstein. Eine Geschichte aus unserm Zeitalter; IV. B. Dramatische Versuche; V. B. Abendunterhaltungen eines Frauenzimmer-Zirkels, in moralischen und rührenden Erzählungen. VI. B. Klementinens Briefwechsel mit Eduard; VII. B. Papiere aus der Verlassenschaft einer zärtlichen Mutter; und VIII. B. Amaliens Launen, bunten Inhalts. Jedes Bändchen wird in klein Octav niedlich gedrukt, und mit einer Titelvignette geziert zwanzig Drukbogen stark, und kostet das Exemplar, auf feines weisses Drukpapier 1. fl 15. kr., auf schönes weisses Schweizer-Schreibpapier 1. fl. 36. kr. rhein. im Subscripzionspreise. Bis Ende Septembers d. J. ist der Subscripzionstermin offen. Das erste Bändchen erscheint bis Neujahr 1796, und so fort alle Halbjahr eines. Die Namen der Subscribenten werden vorgedrukt. Alle Buchhandlungen Deutschlands, auch die L. K. R. Postamts-Zeitungs-Expedizion in Stuttgart nehmen Subscripzion an. Die Hauptspedizion übernimmt unterzeichnete Buchhandlung. Die besonders gedrukte, ausführliche Ankündigung besagt das Mehrere.

Zürich, im Februar 1795.

Orell, Geßner, Füßli und Comp.

Im XI. Hefte auf Blatt 189.

Sind dem Sezzer zwei unverzeihliche Drukfehler entfallen. Lin. 4. leset Buchhandlungen. Und lin. 6. Küchenlexicon.

Innhalt.

Seite

Die junge Wittwe. Eine Geschichte aus ihren Papieren gezogen. (Beschluß.) v. M. Ehrmann. 193

Ueber die Ueppigkeit der Römer. von Kr. 229

Die Baronin und die Gouvernante. v. Mar. Ehrmann. 244

Die Dame und ihr Kammermädchen. von Ebendersf. 252

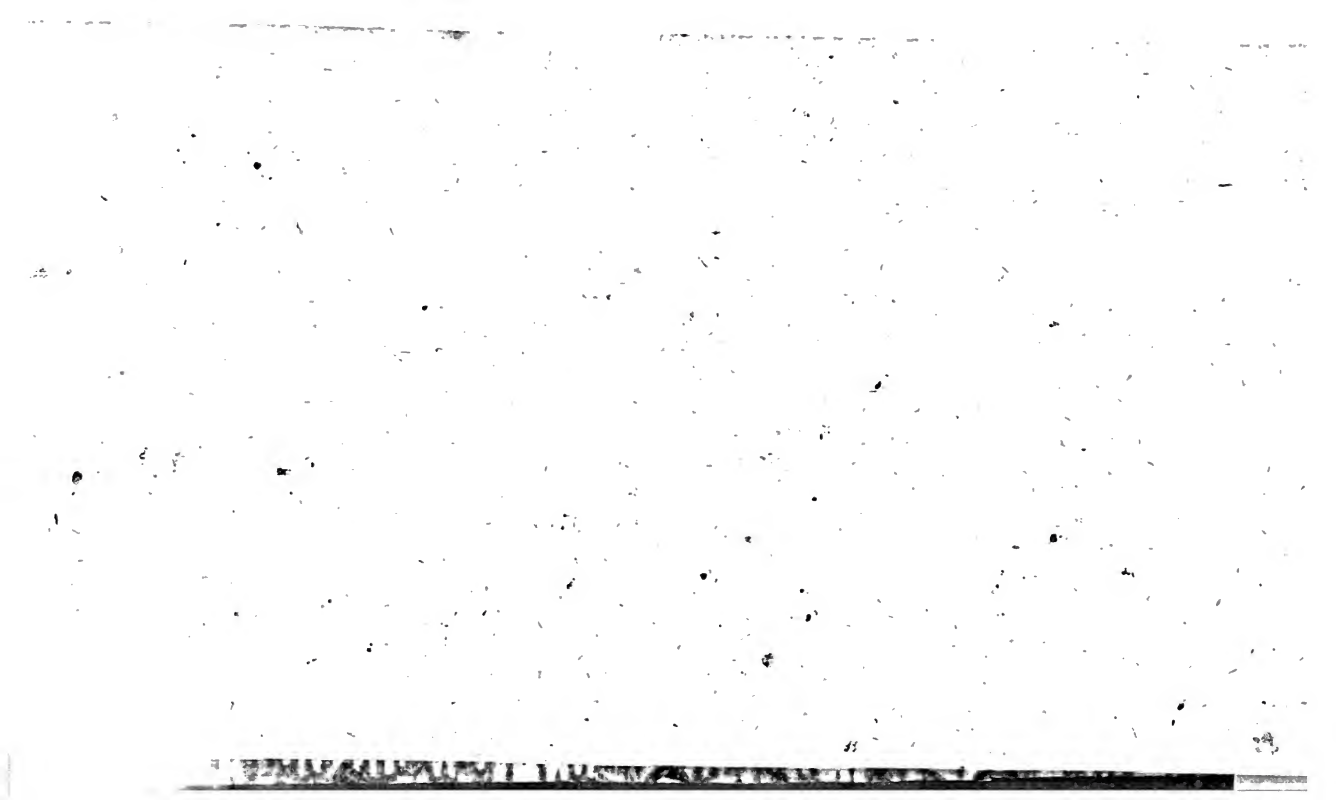
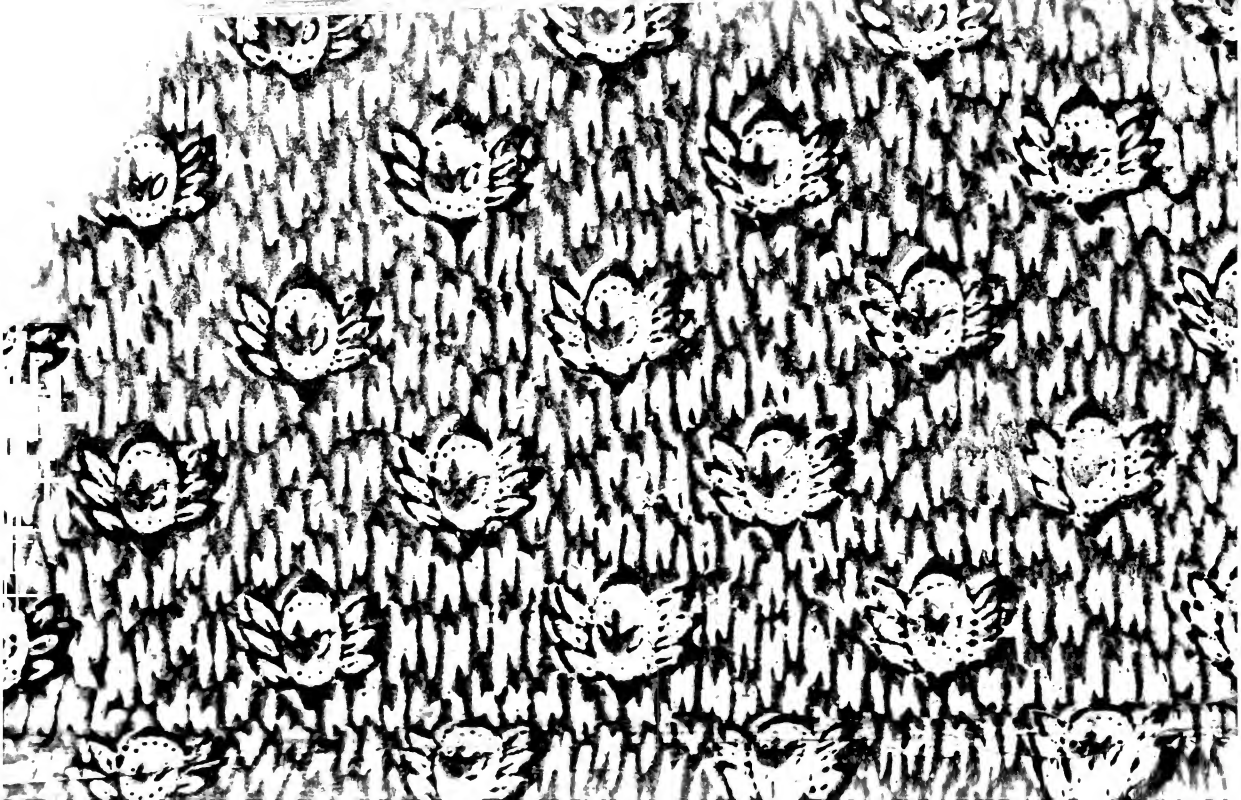
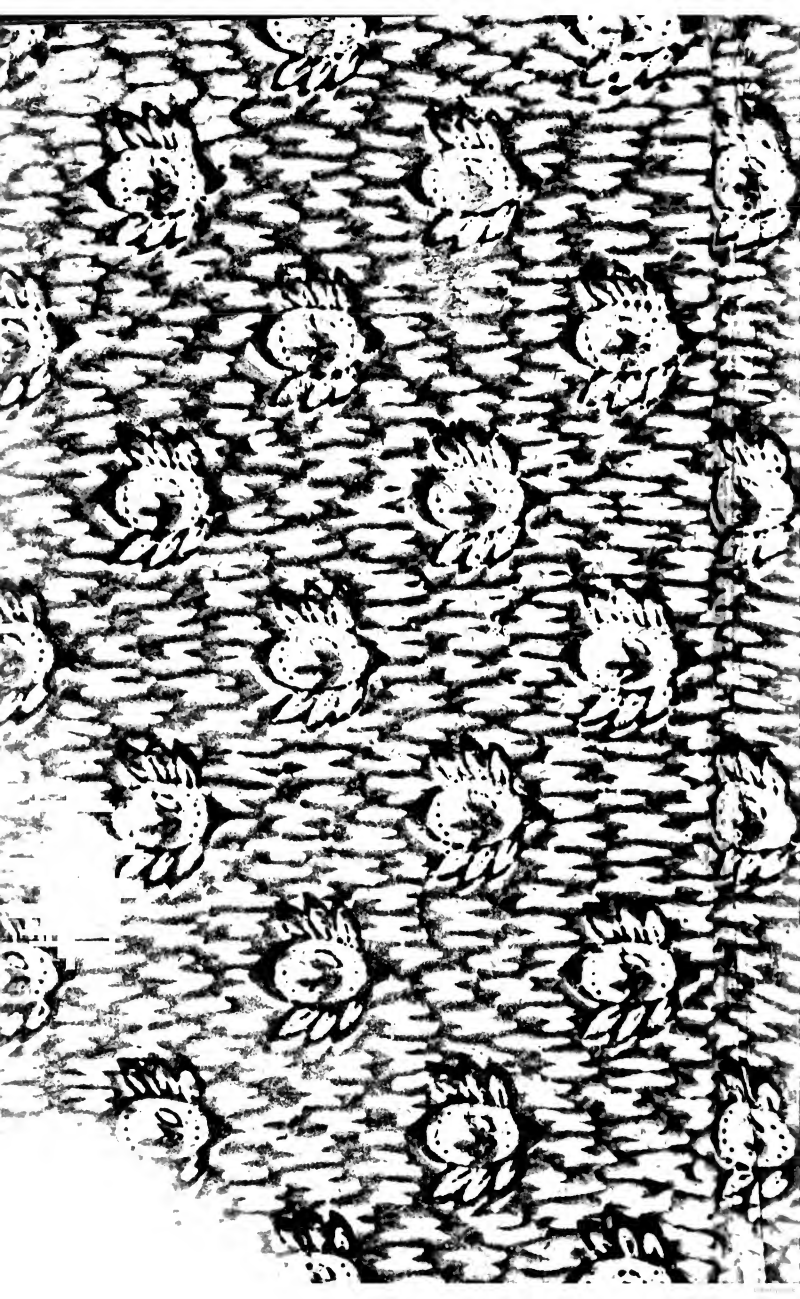
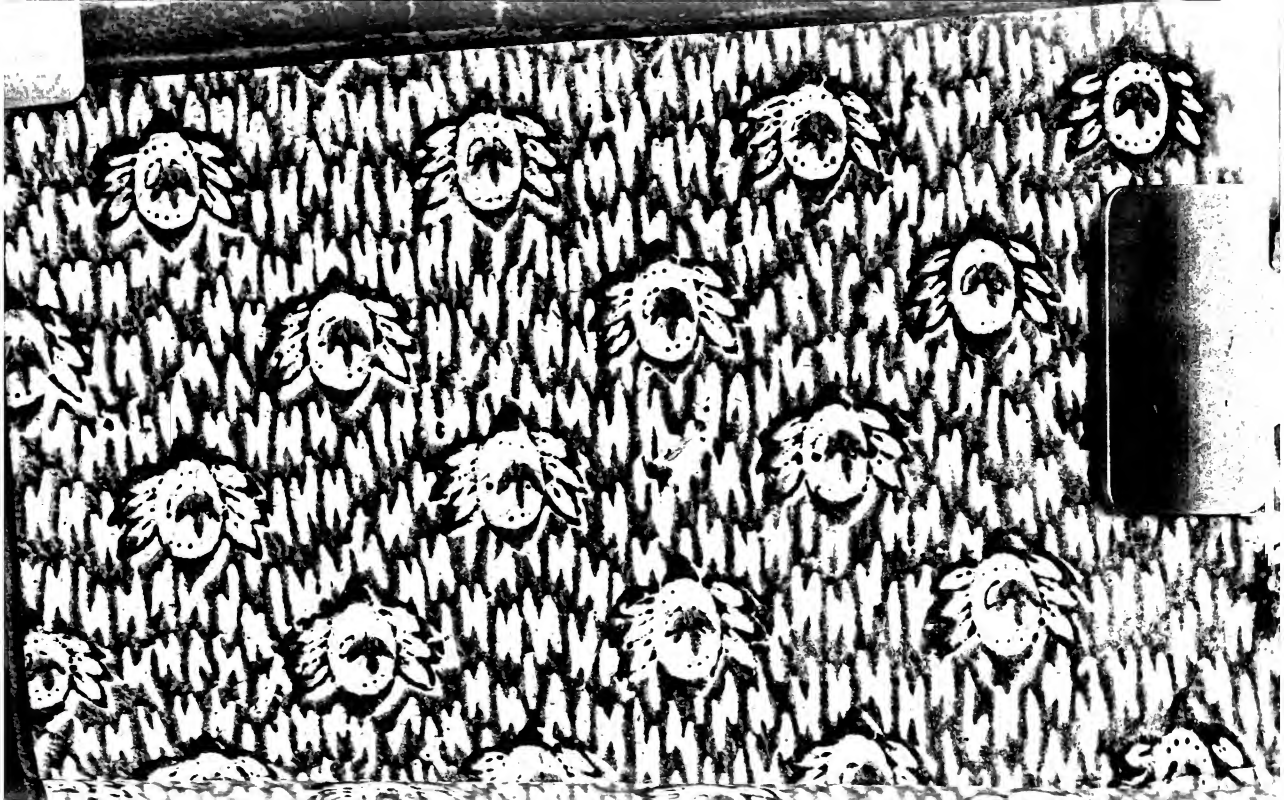
Briefe über meinen kleinen Jungen und seine Erziehung. v. Ebend. 260

Präliminarien zu meinem Ehekontrakt von J. J. R. 267

An Selma. von Ebendemf. 280

Geschichte einer Zwillingspflaume. 282

Die Grönländer. von E. 284

Ankündigung. 287

Österreichische Nationalbibliothek
+Z160871501